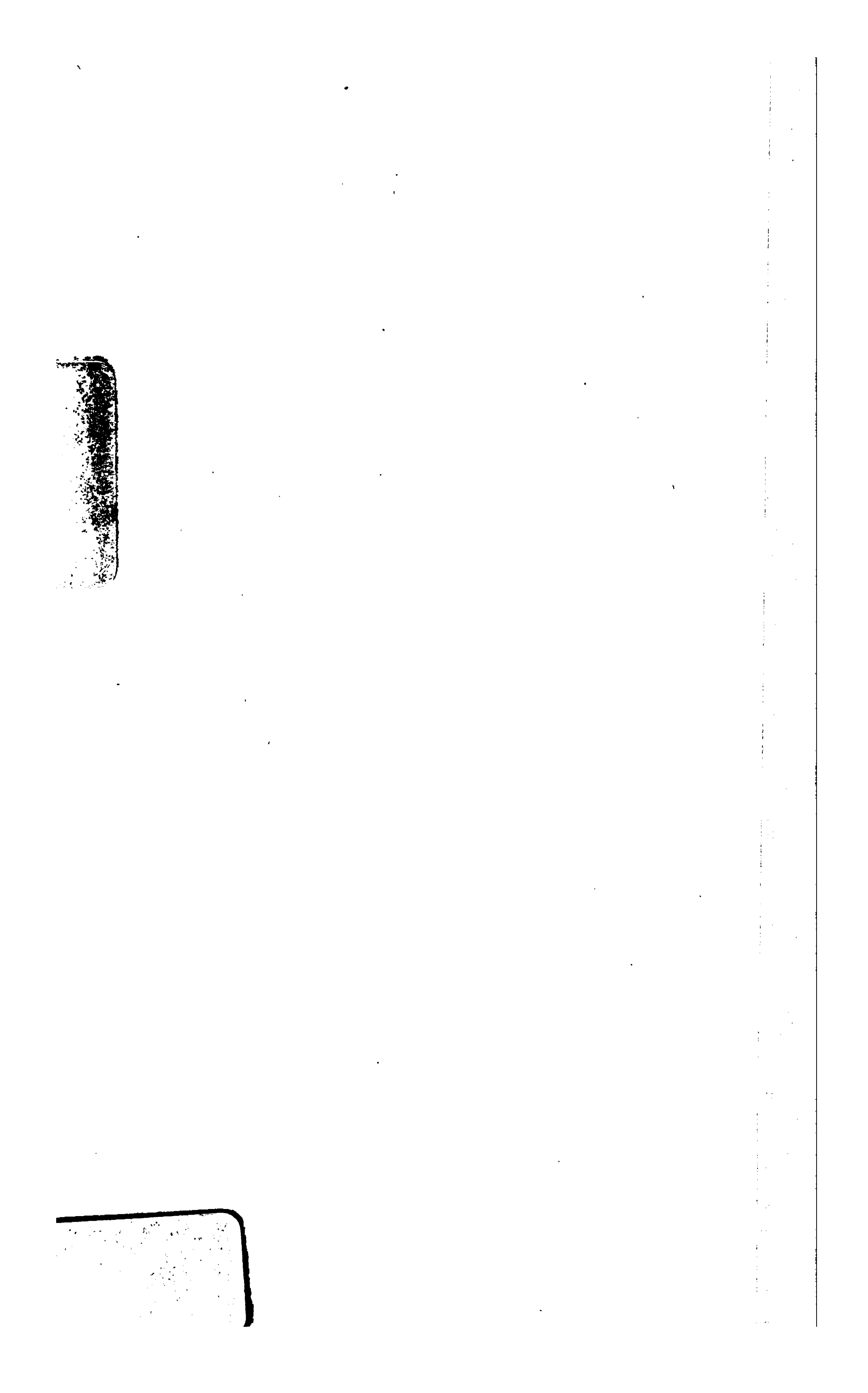
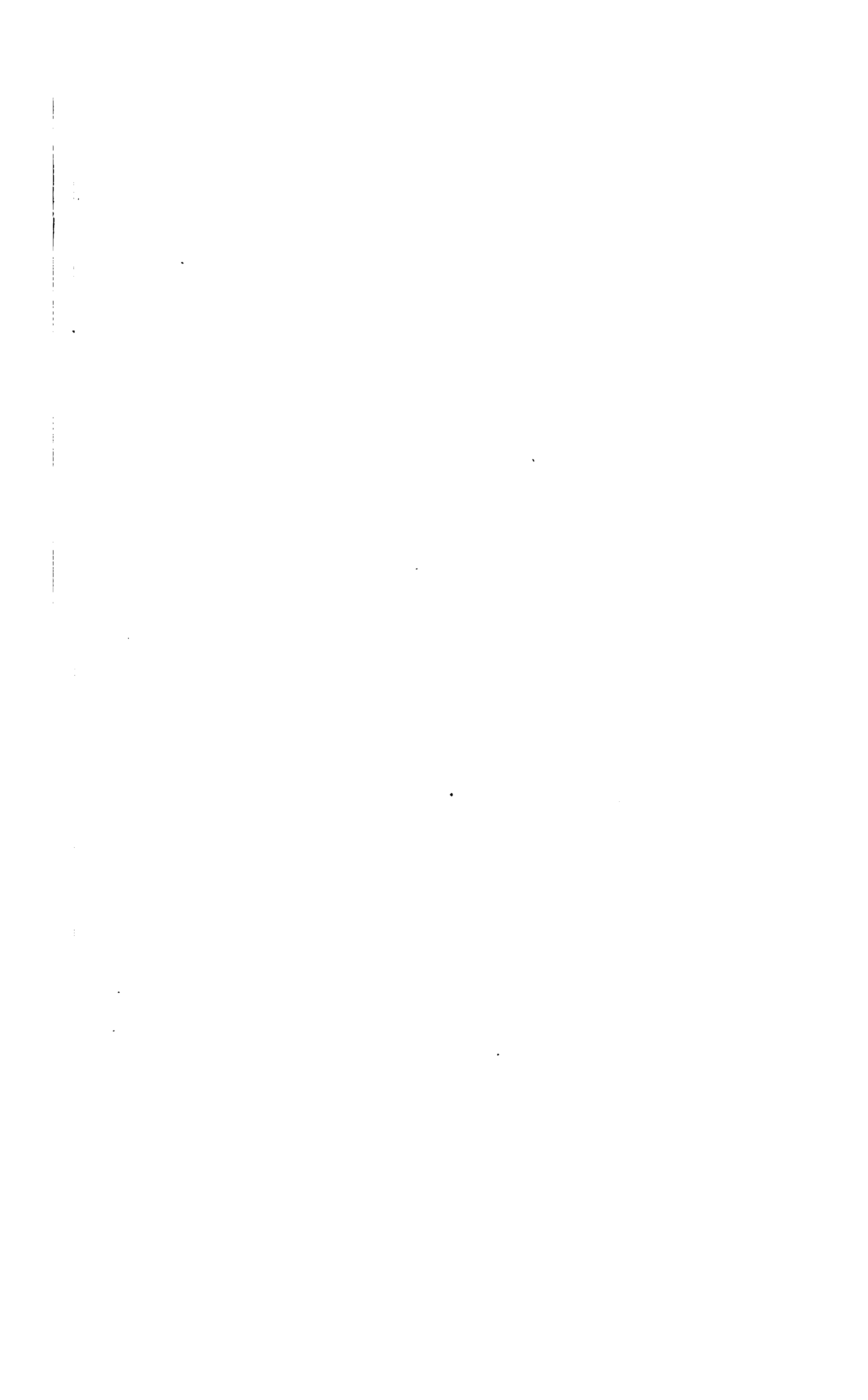
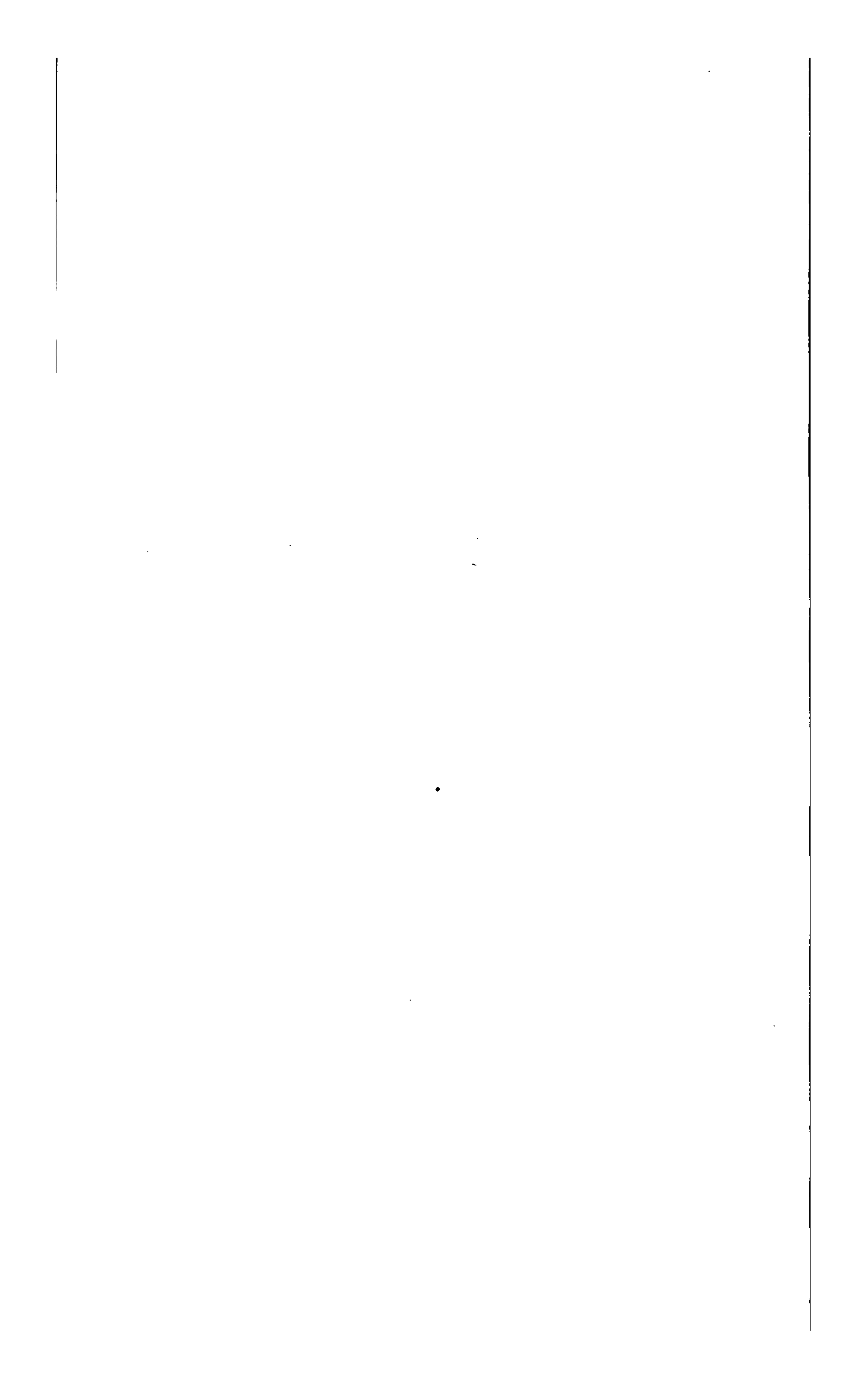



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07437368 3









Compar. Philology

EINZELBEITRÄGE

ZUR

ALLGEMEINEN UND VERGLEICHENDEN

SPRACHWISSENSCHAFT.

ERSTES HEFT:

ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

UND CARL ABELS

AEGYPTISCHE SPRACHSTUDIEN.

LEIPZIG 1886.
VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH
K. R. HOFBUCHHÄNDLER.

ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

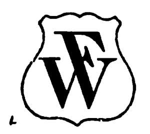
UND CARL ABELS

AEGYPTISCHE SPRACHSTUDIEN

VON

PROFESSOR DR. **AUG. FRIEDR. POTT**

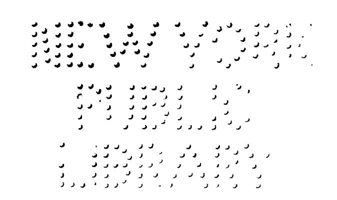
GEH. REG. RATH.



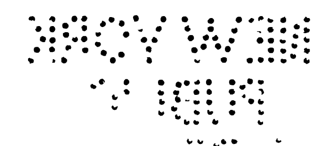
LEIPZIG 1886.

VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH

K. R. HOFBUCHHÄNDLER.




ASTOR LIBRARY
MAY
22
1893
NEW YORK



Vorwort.

Gegenwärtiges Schriftchen ist nicht so sehr aus eignem Antriebe entstanden als aus einem äusseren Anlasse. Nämlich durch gewisse neue Ansichten des auf dem Titel erwähnten Herrn Dr. Abel, so insonderheit mit Bezug auf den, von ihm so geheissenen „Gegensinn“, fühlte ich mich dazu aufgefordert, diesen meinerseits zur Sprache zu bringen. Solches jedoch im Hintergrunde der allgemeinen Sprachforschung, will sagen, nach ihrem, die Menschheit überhaupt ins Auge fassenden Bestreben.

Die Arbeit sollte aber nichts weniger als eine selbständige und umfangreiche werden. Vielmehr lediglich dazu angethan, in einer sprachwissenschaftlichen Zeitschrift Aufnahme zu finden. Da nun aber die meisten von ihnen einem enger begrenzten Sprachgebiete gewidmet sind, war diesen meinen Blättern Unterbringung darin einigermassen erschwert.

Da traf es sich nun günstig, dass der Herr Verleger zu einer besonderen Veröffentlichung derselben die Hand bot. Mögen sie nun auch in jetziger Weise in die Welt gehen und keinem zu harten Tadel begegnen, wenn sie, ihrem ursprünglichen Zwecke gemäss angelegt, nunmehr nicht in dem Maasse den gesteigerten Ansprüchen an sie

genügen können, wie sie etwa die jetzt erfolgende Art des Erscheinens verlangte.

Dürfte ich nur hoffen, das mein Wunsch, es käme dies Büchelchen dem einen oder dem andern in die Hand, der, vielleicht in einen besonderen Kreis der Sprachkunde vertieft oder überhaupt an ihr Interesse nehmend, auch einmal einen flüchtigen Blick werfen möchte über den unendlich weiten, obwohl gewiss höchst erforschungswerthen und doch im Ganzen noch so wenig gekannten und gewürdigten Sprachocean!

Weit, weit von dem thörichten Glauben entfernt, letzteren, einem vielerfahrenen Seemanne gleich, nach allen Richtungen durchmessen zu haben, darf ich mir doch vielleicht in aller Bescheidenheit, und keines zu grossen Widerspruches gewärtig, das Zeugniss ausstellen, ich habe den, über ein halbes Jahrhundert zurück mir verliehenen Titel eines Professors der „Allgemeinen Sprachwissenschaft“ (der erste, welcher ihn trug!) nach besten Kräften auch durch die That zu verdienen mit andauerndem Fleisse mich redlich bemüht. Vielleicht dient auch Gegenwärtiges zu einem schwachen Beweise hiefür. —

Halle, August 1886.

Aug. Friedr. Pott.

Gegenwärtiges Jahrhundert hört sich gern das Zeitalter der Erfindungen nennen. Wer zweifelt daran, als ob nicht mit vollem Recht? Erfindungen jedoch, obschon, wie z. B. in unserer Zeit die, ohne alles frühere Ahnen davon, ungeheuren Verkehrs-Erleichterungen mannichfaltiger Art, zunächst gesellschaftlichen Lebensbedürfnissen entgegenkommend und somit aus dem Nützlichkeits-Streben hervorgegangen, — sie wären indess mit nichten weder gemacht noch zur Anwendung gelangt ohne Vorausgang dahin führender Wege und geeigneter Mittel. Zu Erreichung praktischer Zwecke aber, vollends in so grossartigem Stil, wie die genannten, bedurfte es erst ausreichender Ergründung gewisser Naturkräfte, wie also z. B. Dampf und Electricität, nach Wesen und Maass keineswegs eine Kleinigkeit; und wessen Verdienst das? Im

letzten Hintergrunde doch des lebendigen und nie ruhenden Menschengeistes, welcher in unaufhaltsamem Wissensdrange, — einerseits mit einem, fast bienenartig zusammenwirkenden Wetteifer Vieler, und sodann auch wieder mit oft waghalsigem und, je nachdem, sieggekröntem oder auch fehlschlagendem Gedankenfluge abseiten Einzelner, — bisher gar nicht, oder nur ungenügend, gekannten Zielen, die immer weiter und weiter gesteckt werden, zustrebt. Gestehen wir es denn offen und ohne Umstände: Vorbedingung, unabweisbare Vorbedingung zu erfinderischen Leistungen, die selten oder nie plötzlich und gleich Pallas Athene, in voller Rüstung hervortreten, war, kurz gesagt, — Wissenschaft, ernste Wissenschaft vonnöthen. Allein ein auch nicht bloss in einem ihrer Zweige, unserenfalls etwa Physik und Mathematik. Vielmehr, indem deren alle, bald mehr bald minder, einander nahe stehen, gar oft sich durchkreuzen, ja vielfach sich gegenseitig begründen, tragen und stützen helfen, — in ihrer vollen Gesammtheit!

Stellen wir jetzt aber die umgekehrte Frage, ob und was die Wissenschaft ihrerseits dem Erfindungs-Geiste schulde: nicht wahr? da hat auch der letztere für seine glücklichen und bewährten Funde (man denke

nur an Schreibkunst und Buchdruck mit ihren so hochwichtigen Folgen) gerechten Anspruch auf mancherlei wohlverdienten Dank von Seiten der Wissenschaft, die nicht so spröde thun darf, ihn zu versagen. Unser besonderes Augenmerk übrigens an diesem Orte sei vorderhand noch einmal wieder der gleich Eingangs berührten Verkehrs-Erleichterung zugewendet, und zwar in beregter Rücksicht. Jener mächtige Fortschritt nämlich in der errungenen Mittheilungs-Fähigkeit, von Ort zu Ort über die fernsten Strecken der Erde, kommt doch, wie sonstigen Interessen, z. B. des Handels und der Industrie, so auch der Wissenschaft, selbst diese überhaupt genommen, fördersamst zu statten.

Um wie viel mehr indess einzelnen ihrer Gebiete insbesondere. — Wenn es ehemals, überdies bei ungewöhnlichem Aufwande von Zeit (time is money) und Geld, in der Regel schon seine Schwierigkeit hatte, mehr aus der Mitte des einen Landes heraus in die eines benachbarten nicht allzu kleinen zu gelangen, oder auch etwas gelangen zu lassen: da ist in der Jetztzeit die Fünfzahl von Welttheilen rücksichtlich Erreichbarkeit derart gleichsam von einem gemeinsamen Zauberkreise umspannt, fast als bildeten sie nur ein einziges, grosses Land von vergleichs-

weise mässigem Umfange. Dies selbst unbeschadet der Unterbrechungen durch zwischenliegende Weltmeere, welche sich nunmehr gewissermassen zu Binnenseen verengert haben. Auch ist die Reise von diesseit nach Italien, und umgekehrt von dort zu uns herüber nicht mehr seit Durchstechung eines hohen Berges die beschwerliche und oft gefahrvolle alte. Und bedarf es, um von Europa aus Indien in ununterbrochener Farth auf Schiffe zu erreichen, annoch der ermüdend langen um Afrika's Südcap? — Bei solcherlei Erwägung aber lässt sich doch keinen Augenblick verkennen: zu geschweigen der Geographie sammt den gesteigerten Forderungen, die neuerdings an sie gestellt werden, ist es allen voran die allgemeine Menschen- und Völkerkunde, eingeschlossen eine weitgreifendere Geschichte, welche eben erwähnten günstigen Verhältnissen ihre Errungenschaften nicht unwesentlich mit zu verdanken hat. Wo gegen beträchtlichen Zeitgewinn auch die weitesten Entfernungen, so zu sagen, am Raum entsprechenden Abbruch erfahren, sind da nicht gleichfalls durch diesen neuerdings verwirklichten Umstand selbst die entlegensten Völker in grössere Nähe gerückt? Gewiss doch kommen sie demgemäss in weitaus häufigere und eindringlichere Berührungen, seien

solche nun friedlicher Art, wie durch Einzelbesuche vielleicht nur auf Zeit, allein massenhafte Zuwanderungen für dauernden Verbleib nicht ausgeschlossen, oder auch sogar — aus Anlass des menschenmordenden Ares. Das hat denn ferner ein besseres wechselseitiges Kennenlernen der mannichfaltigen, durch Abkunft und Sprache mehr oder minder tief geschiedenen Volksgenossenschaften der Erde zur natürlichen Folge.

Man müsste es aber seltsam, ja in hohem Grade unstatthaft nennen, wäre nicht eine wissenschaftliche Erforschung des Menschen von seinem Selbst aufs angelegentlichste bestrebt, über die Selbsterkenntniss des individuellen Ich hinaus, welche bei der Anempfehlung der Griechische Weise nur allein im Auge hatte, sonach über diese engste Grenze hinaus, weiteren festen Boden zu gewinnen. Sie hat demgemäss zur Aufgabe, allen Ernstes ihre rastlosen Späherblicke zuvörderst auf die einzelnen Völker und ihr, auch aus dem äusseren Thun und Treiben sich ergebende Inneres zu lenken. Alsdann dürfte aus allmählicher Zusammenfassung von vielerlei Einzelergebnissen zu einer wohl geordneten Einheit schliesslich ein Werk hervorgehen, welches die Gesammtheit der Menschheit, unserer allgemeinsamen Gattung, als wahr-

haftes Charakterbild von ihr wiederspiegelte. Ich meine jedoch: nicht bloss in dem mehr äusserlichen Sinne, wie körperlicher Rassenverschiedenheit, oder der Umschau nach vorgeschichtlichen Zeugnissen von Erdenbewohnern, als Körperreste; Pfahlbauten; Befund von bearbeiteten Mineralien (Stein, Bronce, Eisen) je nach zeitlicher Abfolge in ihrer Verwendung zu Werkzeugen. Auch Kenntnissnahme von dem, keineswegs immer gleichartigen Charakter, welcher diesem oder jenem Volke, wie es ja auch mit dem Einzelmenschen der Fall (le style c'est l'homme), angeboren oder im Verlaufe der Zeit abgeändert erscheint; von seiner durch örtliche und klimatische Verhältnisse bedingten Ernährung und sonstigen Lebensweise; von nachbarlichen Beziehungen in Freundschaft, wo nicht Hass; von etwaiger Bluts-Durchmischung u. dgl. m würde allein für sich nicht genügen, wennschon in ziemlicher Vollständigkeit summirt. Es kämen doch weiter in Betracht: Gebräuche und Sitten; religiöse Anschauungen; Sinnesart und geistige Bedürfnisse (Dichtung, Märchen, Sprichwörter); vor Allem nicht zu vergessen die Sprache, jene dem Menschen mit der Vernunft verliehene Gottesgabe, wodurch eben Er erst Mensch wird als Bevorzugter vor dem Thiere, welchem Beides abgeht.

Doch auf dieser Bahn unserer Umschau muss baldigst Halt gemacht werden, soll sich nicht das uns vorgesteckte eigentliche Ziel zu weit in die Ferne verlieren. Nur noch ein paar Erinnerungen. Zuerst denn an Herder, von dessen, in seinen „Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit“ niedergelegten Sätzen ein Theil der obigen von ungefähr gestreift wird. Ich greife nur ein paar aus Haym's Herder Bd. II. heraus. So S. 194: „Der Gedanke“, so sagt er uns selbst, „ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft hat, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Grossen, eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte, sei ihm oft schon in den früheren Jahren gekommen, da die Auen der Wissenschaften noch im vollen Morgenschmuck vor ihm gelegen. Metaphysik und Moral“, — er hätte Psychologie und Aesthetik hinzu fügen können, — „Physik und Naturgeschichte, endlich die Religion am meisten habe ihn daran erinnert.“ Oder S. 221: „Von den organischen Kräften der Natur und von klimatischen Einflüssen einerseits, von der Tradition andrerseits ist der Mensch abhängig.“ Er hat eine zweifache: eine natürliche und eine geistige Genesis. Erst durch die letztere, durch den Zusammenhang der Individuen

mit dem ganzen Geschlecht, vollendet sich das Werden der Humanität. Es giebt, anders gesagt, eine „Erziehung des Menschengeschlechts."

Es konnte sodann aber einem so vielseitigen Denker, wie Herder, ferner nicht entgehen, welch eine tief bedeutsame Stelle in dem stufenweisen Entwickelungs-Gange der Menschheit überhaupt, allein auch schon in ihrer volklichen Vereinzelung hier und dort, — d. h. gewiss, nicht überall, aber theilweise, was die Sprachwissenschaft zu ermitteln hat, in einer, aus ursprünglicher Einheit und Zubehörigkeit erst in ein nachmaliges Auseinander zerfahrenen Absonderung, — die menschliche Rede-Fähigkeit, und deren gar bunte, nach Adrian Balbi's Zählung in mindestens 860 Sprachen (nicht blossen Mundarten) sich offenbarende Ausbildung, einnehme. Das hat Herder denn u. A. auch durch die Schrift „Ueber den Ursprung der Sprache" in einer, zumal für damalige Zeit höchst anerkennenswerthen Weise bethätigt.

Nennen wir hierauf, wenn auch nur flüchtig, Wilhelm v. Humboldt. Kennern braucht nicht gesagt zu werden, was dieser hochberühmte Name auch in der Allgemeinen Sprachwissenschaft bedeute. Seinem dreibändigen Werke über das Kawi, welches jedoch, ausser diesem, auf Java

von Indien her eingeführten Dichter-Idiome, noch mehrere andere, auf dem zu bescheidenen Titel unerwähnt gebliebene Sprachen, so namentlich Malayische, behandelt, gereicht zu besonderem Schmuck die ihm voraufgeschickte ausführliche Einleitung: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. In dieser, den ersten Band füllenden Einleitung, deren besonderen Abdruck gegenwärtiger Schreiber in zweimaliger Ausgabe mit eignen Zuthaten besorgt hat, wurde zuerst jene, seitdem so oft gebrauchte oder auch missbrauchte Dreitheilung Humboldt's von Sprachen, — dies indess nicht sowohl nach Ursprungseinheit als vielmehr, so zu sagen, nach physiologisch geschiedenem Behaben, — veröffentlicht. Er unterschied nämlich und kennzeichnet darin 1: isolirende oder einsylbige, wie Chinesisch und mehrere Sprachen Hinterindiens, welche alle grammatische Form an den einzelnen, überdies einsylbigen Wörtern, vermissen lassen. Sodann 2. Die agglutirende Sprachclasse. Aus dem Grunde so geheissen, weil innerhalb ihrer die einzelnen Sprachgebilde, wie Wörter und Wortformen, einen loseren Verband ihrer Bestandtheile unter sich zeigen. Derart, dass Stoff und Form, statt sich innerlich in ihnen zu durchdringen, mehr nur wie äusserlich „zusam-

mengeklebt“ erscheinen. Nach dem angegebenen Charakteristikum jedoch würde besagte Classe eine so über die Massen zahlreiche Menge von Sprachen unter sich begreifen, dass bei deren sonstigen Mannigfaltigkeit und wechselseitigen Zwietracht das angegebene Merkzeichen ohne Hinzunahme anderweitiger Unterscheidungsmerkmale doch etwas vag und unbestimmt bleibt. — Anders verhält es sich mit der 3. Hauptclasse, welcher, ausser unserem Indogermanischen Sprachstamme, auch der Semitische zufällt, der flexivischen. Das wäre nun auch nach Humboldts Urtheil die vollkommenste Gattung von Sprachen. Um desswillen, weil in ihnen Getrenntheit von Form und Stoff (die freilich in den sog. „analytischen“ Sprachen neueren Stils, wie die Romanischen, dennoch mehrfach wiederkehrt,) aufgehoben und beide durch innige Verquickung zu wahrhafter Einheit erhoben sich dem Sprachgefühle darstellen. — Hierzu würde ich meinerseits noch als 4. Classe diejenige polysynthetischer Sprachen fügen. Dahin gehört die Mehrzahl Indianischer Sprachen Amerikas, welche mit ihrer Ueberfülle an, man möchte fast sagen, ellenlangen Wörtern in schnurgradem Gegensatze stehen zu den Einsylblern.

Das, einem grossen Theile nach durch Buschmann

zum Druck besorgte Kawi-Werk aber hat neuerdings durch „Sprachphilosophische Werke W. v. Humboldt's, Bd. II. 1884“, eine willkommene Erweiterung erfahren. Verdankt wird dies einem langjährigen Verehrer Humboldt's, der, durch diesen angeregt, mit Begeisterung in dessen Fusstapfen getreten war, nachmals aber mit verständigem Eifer und Glück in der Sprachphilosophie viele neue Bahnen angebrochen und sich um dieselbe die anerkennenswerthesten Verdienste erworben hat. Ich meine H. Steinthal. Von seinen zahlreichen Schriften kann hier auch dem blossen Namen nach keine Rede sein. Gedacht werde aber doch wenigstens seiner „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“, durch welche an Stelle der vorhin besprochenen Humboldt'schen Dreitheilung eine mehr in's Einzelne ausgearbeitete Bestimmtheit von Sprachclassen trat.

Ausserdem ist es die von Steinthal begründete und bereits zum XV. Bde. gelangte „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, welche schon allein durch diesen ihren Titel, wo nicht einen völlig neuen Gedanken, dann doch zuerst diesen um Vieles tiefer abgeteuft und mehrseitig beleuchtet in die allgemeine Kunde vom Menschengeschlechte, und zwar in

fruchtbringendster Weise, einführte. Bis dahin nämlich war es eine sich stolz so nennende Allgemeine Grammatik, welche auf Grund von Logik und zumal von Beihülfe Kantischer Kategorien sich einredete, und geberdete, als vermöge sie einen, gleichwie für die Sprachen, so viele ihrer es giebt, ausnahmslos gültigen Abdruck der „reinen Vernunft“ ausfindig zu machen, und in ein felsenfest aufgemauertes System zu bringen. Dass es zu dieserlei Zwecke doch auch der Kenntnissnahme einer Mehrheit in Wirklichkeit vorhandener Sprachen und der Befragung nach etwaigen Grundverschiedenheiten nicht bloss lautlicher Art bedürfe, fiel Niemandem bei. Vielmehr, es war gestattet, ein solches Besinnen geradezu abzulehnen. Die Logik, die formelle nämlich, bleibt, wie für jedermann, so auch für alle Völker unabweisbar dieselbe eine. Darum müssen auch die Redeweisen jener Völker alle, als sämmtlich an die einheitlichen Gesetze der Logik und ihre allgemein gültigen Denkformen gebunden, so schloss man, in ihrem grammatischen Gerüste einander so gut wie decken. Und da kam denn auch kaum je ein Zweifel auf, ob die uns durch Ueberlieferung für das Latein geläufige, allein nichts weniger als fehlerfreie grammatische Technik überall in anderen Sprachge-

bieten so unbesehens Verwendung erleide, wie z. B. bei Missionaren älterer Zeit geschehen. Man bedachte nicht, dass zu Erreichung eines einheitlichen Hauptzweckes, (unseren Falls: menschlicher Sprache überhaupt) auch die Anwendung verschiedener, wenn auch nicht durchweg gleich guter, doch insgemein zweckentsprechender Mittel unverwehrt bleibe. Auch hätte man sich ja sagen müssen, dass es bei Urbildung der, schwerlich von nur einem Puncte ausgegangenen Sprachen noch andere mitwirkende Factoren grössten Gewichts gegeben habe — ausser der Logik. Man denke nur hiebei an Gerber's hoher Beachtung würdiges Werk: Die Sprache als Kunst, welches seinem anderen: Die Sprache als Erkenntniss vorausging. Auch sei daneben noch genannt: „Die Aesthetik der Sprachen. Ein neues Gebiet des Naturschönen. Von Dr. Herm. Brunnhofer. Separatabdruck aus der Deutschen Revue. Breslau 1886“.

Sonst aber, wie kam Steinthal mit Lazarus dazu, Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft gleichwie einen Ehebund schliessen zu lassen? In der natürlichsten Weise von der Welt. Da er dem Humboldt'schen Satze huldigte, die Sprachen der Erde seien ebensoviele „Weltansichten“, musste sich ihm der Gedanke wie

von selbst aufdrängen, jene grossartigen Verständigungsmittel zwischen Mensch und Mensch, voran nahe stehender Abkunft, könnten nicht frei sein von einem gewissen Subjectivismus in der Anschauung von Gross- und Kleinwelt. Geht uns auch Steinthal vielleicht zu weit in Landesverweisung der Logik aus dem Sprachgebiete und der sich um dieses bemühenden Forschung, so hat er doch für sich das Recht von Unterstellung der Sprache und Sprachwissenschaft unter die Psychologie; und zwar in jenem, durch ihn erweiterten Sinne.

In der allgemeinen Sprachwissenschaft kann es sich, selbstverständlich mit, inzwischen unmöglich allein, um Ermittellung der Erfordernisse zur Sprache ganz in abstracto handeln. Dieselbe wird natürlich ausserdem die prismatisch sich brechende Vielseitigkeit und Farbenpracht jenes allgemeinen Sprachgenius in dessen Sonderoffenbarungen berücksichtigen. Unsere Wissenschaft liegt zur Zeit freilich, wenigstens einheitlicher Zusammenfassung in ihrer schwer übersehbaren Weite nach, fast nur noch in den Windeln. Gewiss aber wird es ihr dereinst, nachdem sie die Geheimnisse sprachlicher Bildungsgesetze in den verschiedenen Weltgegenden durch aufmerksames Hinhorchen erlauschte, gar wohl gelingen, dass sie den

unendlichen Reichthum an vorhandenen Sprachen der Menschenseele zu klarem Bewusstsein bringe. Sprachen als ihren eigensten und im Vergleich mit den äusserst sparsamen hiezu verwendeten Mitteln Staunen erregender Selbstschöpfungen; und wäre es, wie ja bei der Mehrzahl von Idiomen der Fall, unter Ausschluss alles mittelst Sprache in Kunst oder Wissenschaft geschaffenen.

Psychologisch höchst merkwürdigen Geistesmanifestationen, sei es, bei schärferem Hinsehen, — nach irgendwelcher Sprache als Gesammtheit oder in ihren Einzelnheiten, mitunter als wären es höhere Eingebungen, wozu die Jetztzeit vorüber, ausschauend, — begegnet man überall. Durchaus nicht selten sogar auf den niedrigsten Bildungsstufen der Völker. Das ist z. B. der Fall mit sprachlicher Bezeichnung von Gegenständen und Begriffen, oftmals der feinsinnigsten Art und so angethan, dass sie mit dichterisch lebendiger Anschaulichkeit auf's schlagendste, ich möchte sagen, recht eigentlich den springenden Punkt trifft, und aus mehreren anderen möglichen, ja hier und dort auch wirklich gewordenen, wählerisch heraushob. — Es mag aber schon an dieser Stelle genannt werden, ein Vortrag von C. Abel, Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise.

Leicht begreift sich hieraus die Sehnsucht des Linguisten nach grammatischen und lexikalen Mittheilungen, von wo und wie immer sie ihm für seine Zwecke dienlich geboten werden mögen. Da sind also schon aus älterer Zeit Arbeiten von katholischen Missionaren über Sprachen Asiens und Amerikas vorhanden; und kommen sie, wenn schon zum Behufe von Führung ihres Amtes verfasst und veröffentlicht, doch auch indirekt ersterem zu Gute. Das Ueble nur dabei ist, dass solch Handwerkszeug, meist nur noch in äusserst wenig Exemplaren aufzufinden und fast verschollen, sich deshalb dem Forscher zur Benutzung beinahe so gut wie entzieht. Es gebührt daher Julius Platzmann, — welcher, obgleich kein Mann vom Fach, doch auch nicht blosser Bibliomane, während seines Aufenthaltes in Südamerika für die Sprache der Eingeborenen sich lebhaft interessirte, — das ihm hoch anzurechnende und nachahmenswerthe Verdienst, mehreren äusserst wichtigen Sprachwerken älterer Zeit, wie über das Guarani (die Hauptsprache Brasiliens), Aymara, Mexikanisch u. s. w., zu ihrer Wiederauferstehung, sogar durch Facsimilirung im Druck, verholfen zu haben. Siehe überdem das reiche „Verz. einer Auswahl Amerikanischer Grammatiken, Wörter-

büchern, Katechismen u. s. w." gesammelt von Dems. Leipzig 1876. — Hierzu kommen dann ferner Veröffentlichungen über Sprachen der neuen Welt, sei es durch Amerikaner selbst, oder durch Reisende aus Europa. So von ersteren Nogueira's Vocab. Guarani 1880 als Vol. VII. der Annaes de Bibl. Nacional do Rio de Janeiro. Bibliogr. da Lingua Tupi ou Guarani tambem chamada Lingua Geral do Brazil por Alfredo do Valle Cabral. Rio de Janeiro 1880. — Apuntaciones sobre El Lenguaje Bogotano por Rufino Jose Cuervo. Seg. ed. aum. Bogota 1876. — Und von Andres Febres, Gràm. de la Lengua Chilena. Santiago 1846. Auch die Sprachen von Indianern in Amerikas Norden haben zahlreiche Bearbeiter gefunden. Hier seien nur ein paar genannt: Shea's Library of Amer. Linguistics. Vol. I. 1859. Hayden, Contributions to the Ethnogr. and Philol. of the Indian tribes of the Missouri valey 1862. Schoolcraft, Hist., cond. and progress of the Indian tribes of the U. S. Contributions to N. Amer. Ethnol. Vol. I. 1877. u. s. w. u. s. w.

Von Europäern nenne ich nur: Ed. Buschmann mit mehreren Arbeiten in den Schriften der Berl. Ak. und J. J. v. Tschudi, Organismus der Khetšua-Sprache

(die Inkasprache in Peru) Leipzig, 1884, nach vorausgegangenen 3 Bden. „Die Kechua-Spr." 1853.

Uebrigens auch abseiten protestantischer Glaubensboten ist uns — es sei nur Koelle, Vf. von Polyglotta Africana sowie von Native African Literature, letztere 1858 ersch., ein Name statt vieler, hier erwähnt, — gar Manches von Belang geboten. Und gehört dahin auch die grosse Menge von Bibelübersetzungen aller Art, welche dem Katholicismus abgehen, — auch für linguistische Zwecke ausnutzbar. — Wie aber, zu jetziger Zeit, wo man Auswanderungen namentlich nach Amerika's Süden und möglicher Weise neue Ansiedelungen im schwarzen Welttheile von Seiten der Europäer in ernstliche Aussicht genommen hat, wird da nicht auch mehrfach das Bedürfniss praktischer Erlernung von Sprachen eintreten? die, ausser Landes fast oder völlig unbekannt, bis dahin auch für Gebildete kaum des oberflächlichsten Blickes werth schienen. Sonst haben auch Reisende, als beispielsweise, um nur bei Afrika stehen zu bleiben, Barth, als Vertreter von (man denke) neun Idiomen dortiger Einwohner, und Schweinfurth desgleichen von mehreren der Ostküste, auch Nachtigall mit einer, erst der Bearbeitung harrenden Hinterlassenschaft, — diese

und andere es nicht verschmäht, an der, durch sie mühsam erworbenen Sprachkenntniss auch das Publikum je zu dessen besonderer Verwerthung Theil nehmen zu lassen. Was soll aber dieses damit anfangen? Für gewöhnlich — wenig oder nichts. Aber für die Wissenschaft, bleiben selbst für sie derlei Mittheilungen nicht auch ziemlich müssige und im Grunde blosse Curiositäten? Sind das doch keine Cultursprachen in höherem Sinne, wovon dabei die Rede ist. Und, wenn nichts desto weniger Kölle, sagten wir oben, von einer Afrikanischen „Literatur" spricht, täuscht er dann nicht sich, oder will damit den Leser täuschen? Keins von beiden. Klingt auch jener Name etwas zu vornehm, unwahr ist er nicht. Fünf Jahre hindurch in Sierra Leone mit sprachlichen Forschungen beschäftigt befand er sich in der glücklichen, von ihm gut benutzten Lage, aus Negermunde in ihrem Mutteridiom Proverbs, Tales, Fables and Hist. Fragments in the Kanuri or Bornu Lang. zu vernehmen, welche in seinem Buche uns im Original mit Uebersetzung zugänglich geworden. Und, liegt es uns auch fern, Peruaner und Finnen mit Negern auf gleiche Stufe stellen zu wollen, wer aber hätte wohl vor Jahren solche Blüthen der Dichtung, wie Ollanta. Ein Altperuanisches Drama

aus der Kechuasprache übers. und commentirt von J. J. v. Tschudi dort, oder das uns durch Lönnroth bekannt gewordene Finnische Epos Kalevala erwartet? Welch grosse Freude, welchen Genuss aber würde einem Herder, der zuerst auch „die Stimmen der Völker“ im Gegensatz zur Kunstdichtung zu würdigen lehrte, Bekanntschaft mit solchen Geisteserzeugnissen bereitet haben!

Auch der fünfte Welttheil, Oceanien, geht nicht ganz leer aus, und kommen Werke über Malayische, aber nicht minder Polynesische Sprachen dem Bedürfniss des Forschers hülfreich entgegen.

Jetzt sei das Verhältniss der Sprachen- zur allgemeinen Menschen-Kunde unsere nächste Sorge. Man kann Herrn v. Tschudi nicht anders als im vollen Maasse zustimmen, wenn er im Vorwort zu dem erwähnten „Organismus“ erst aus einer sich über die anderen Sprachen Amerikas erstreckenden Forschung, welche von seiner Behandlung des Peruanischen nicht zu weit ab liege, ein wahrheitsgetreueres Bild von den genealogischen Verwandtschaften der Indianervölker unter einander erhofft. Derselbe spricht sich aber weiter dahin aus, bevor mit Rücksicht auf „die noch so verschwommenen, oft räthselhaften und sehr schwierigen amerikani-

schen Sprachverhältnisse“ festerer Fuss gefasst worden als bisher, sei es voreilig, ja thöricht, von einer Vergleichung der amerikanischen Indianeridiome mit den Sprachen der östlichen Erdhälfte zu treten, um sicher festzustellen, ob und welche Verwandtschaftsverhältnisse zwischen denselben bestehen“. Entstammt das Menschengeschlecht nur einem, oder je nach der, nicht immer gleich angenommenen Rassen-Zahl mehrheitlichem Urpaare? —

Aehnliche Fragen kehren bei Afrika wieder. Da nehme man also z. B. Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrika's, von R. Lepsius, Berl. 1880. Darin wird nun S. XVII eine Sprachübersicht gegeben, worin, unter Uebergehung des Hottentottischen und Buschmännischen, eine Unterbringung der Sprachen dieses Welttheiles nach drei Hauptzonen beliebt, allein, nach Abzug fremder Einwanderer Rückführung derselben auf einen Urstamm als unverwerflich hingestellt wird. Gar manches hiervon nicht unbedenklich. — Vollends noch weiter greifend: „Der Einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt, nachgewiesen durch Vergl. der Afrikanischen, Erythräischen und Indogermanischen Sprachen mit

Zugrundelegung des Teda von Leo Reinisch. Erster Bd. Wien 1873. In solchem Umfange doch immer ein etwas kühnes Unterfangen. Will man also hienach namentlich Indogermanisch und Aegyptisch mit Semitisch auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen, wie verträgt sich damit der triliterale Charakter, welcher den Semitischen Stammformen mit seltener Consequenz anhaftet, in den ersten beiden aber höchstens einmal die Ausnahme bildet? Man trachtet zu erweisen, jenes dreiconsonantige Behaben Semitischer Wurzeln sei „kein ursprüngliches, sondern als ein, und zwar in verhältnissmässig später Zeit, gewordenes anzusehen". Ein heikles Auskunftsmittel, das den Semitismus, als solcher in seinem Grundwesen geradezu aufgehoben, in eine, über alles menschliche Gedenken hinausliegende Vorzeit zu verlegen zwänge. Das schliesst jedoch nicht die Möglichkeit einer oder anderer Berührung zwischen den drei erwähnten Sprachkreisen bei mehrfachem nachbarlichen Ineinandergreifen schlechthin aus, ohne dass hieraus Ursprungs-Einheit für die, in ihnen lebenden und doch im Uebrigen so verschiedenartigen Völker mit Nothwendigkeit folgte. Es wird überhaupt noch Vieles geschehen müssen, um das Sprachbabel, welches auch Afrika beherrscht, mehr

und mehr zu entwirren und streng ordnungsmässig zu bewältigen. Gleichwohl ist, wie aus Lepsius S. XIII—XVI. zu ersehen, die Zahl auf Afrikanische Idiome bezüglicher Grammatiken u. s. w. schon eine über Erwarten ansehnliche. Gerade die Jetztzeit, darf man hoffen, wird dem alten noch viel neues Material gleicher Art hinzufügen. Konnte bis dahin gerade dieser, Europa nicht allzu fern gelegene Welttheil, einmal seiner fremder gearteten Bevölkerung und des heissen Klimas wegen, dann aber auch, weil ihm, Zugänge in sein Inneres hinein erleichternde Einschnitte und Meeresbuchten so ziemlich abgehen, die äussersten Ränder abgerechnet, so gut wie für alle Zeiten verschlossen angesehen werden: wie hat sich das geändert! Alle Blicke sind in ungewöhnlichstem Maasse auf ihn gerichtet; er ist, wenn ich mir das Wort erlauben darf, — in die Mode gekommen.

Natürlich soll mit diesen Bemerkungen den beiden obigen Werken in keiner Weise ihr hohes Verdienst geschmälert werden. Sie fassen aber, dem ihnen vorgesteckten Ziele gemäss, volkliche, durch Sprachkluft bedingte Trennung, oder dann wieder, jener zum Trotz, ein gewisses, nur andersartiges Hinausgreifen zu Wiedervereinigung, kurz in die Ethnologie fallende Verhältnisse

ins Auge. — An dieser Stelle aber sei vor Allem noch eines einschlägigen, indess nicht bloss auf Afrika beschränkten Werkes, wenn auch nur flüchtig, gedacht. Ich meine das, welches, nach Vorausgehen seiner „Allg. Ethnographie", Wien 1873, Friedrich Müller unter dem Titel: „Grundriss der Sprachwissenschaft" ebenda veröffentlichte. Mit dem 1887 bevorstehenden Abschlusse des III. Bdes. liefert es durchweg Skizzen von Sprachen aus allen Welttheilen, indem deren, sich ihrer bedienende Völker je nach Woll-, schlichtem oder Lockenhaar gruppirt werden. —

Sind wir Sprachforscher nun, wie schon aus dem Wenigen, was in raschen Zügen vorzuführen möglich war, dürfte ersehen werden, bereits auf einem, gewiss doch nicht mehr allzu gering zu achtenden Höhepunkt unserer Disciplin angelangt: wie könnte das Bedürfniss Wunder nehmen nach einer, gewisse Hindernisse beseitigenden oder doch herabmindernden Verbrüderung zum gemeinsamen Zweck? Dies der Entstehungsgrund der, Leipzig 1884 begonnenen und im Verlage von Joh. Ambrosius Barth stattlich ausgerüsteten „Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft unter Mitwirkung der Herren (es folgen die glanzvollsten Namen ver-

schiedenster Nation) und anderer Gelehrten des In- und Auslandes hrsg. v. F. Techmer, Doc. der allg. Sprachwiss. in Leipz.", bekannt durch seine „Phonetik zur vgl. Physiologie der Stimme und Sprache 1880" u. A. Der Versuch einer selbsterdachten „Weltsprache" ist, obschon mehr als einmal gewagt, noch immer misslungen; und wird auch gewiss, etwa einzelne zu verallgemeinernde Verständigungsmittel, z. B. Zahlziffern, abgerechnet, für alle Zukunft es bleiben. Auch selbst dem Sprachforscher übrigens kann nicht, — und besässe er einen polyglotten Mezzofanti-Schädel, — wie doch freilich zum Oefteren Unkundige vermeinen, zugemuthet werden, dass er alle die Sprachen, mit deren Durchforschung er jetzt oder dann beschäftigt gewesen, auch insgesammt müsse, praktisch erlernten gleich, in seinem, hiezu sicher weitaus allzu kleinen Kopfe friedlich neben einander beherbergen. Und bei den meisten, — wozu auch? — „Die Techmer'sche Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule"; und ist damit ein Sprechsaal zum Meinungsaustausche in unserer Wissenschaft derart eröffnet worden, dass darin Mittheilungen in den gangbarsten Sprachen: ausser Deutsch noch Engl., Franz., Ital., u. Lat., Platz finden. Wer die beiden, fast vollendeten Bände in

die Hand nimmt, muss sich von der Weitschichtigkeit und Tüchtigkeit des Unternehmens überzeugen. Unterzeichnetem war es vergönnt, sich Bd. I. gleich Eingangs von S. 5—68. mit: „Die wissenschaftliche Gliederung der Sprachwissenschaft“ und in Bd. II. mit: „Zur Litteratur der Sprachenkunde im Besonderen“ zu betheiligen. Gedruckt ist erst Asien, dem zunächst Europa folgt. Zur Vervollständigung aber der, so scherzt ein guter Freund,“ ökumenischen Parade“ dürfen auch die übrigen Welttheile nicht fehlen, jedes mit seinem Contingent.

Mit Asien und Europa, natürlich für Afrika Aegypten nicht zu vergessen, wären wir denn auch recht eigentlich bei der Geburtsstätte höherer menschlicher Cultur angelangt. Für letztere ihrerseits aber ohne Schrift, die auch nicht urplötzlich wie vom Himmel herabfiel, sondern Jahrhunderte zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung gebrauchte, wäre ein allzu grosser Aufschwung kaum möglich gewesen. Die Schrift ist, das braucht kaum gesagt zu werden, ein schon darum hochwichtiges Mittel zur Uebertragung jeglicher Art Wissens, weil sie an Stelle schnell verhallender Laute dem Auge des Lesenden dauernde Aufnahme von Mittheilungen (scripta littera manet)

sichert, ohne dass es persönlicher Anwesenheit dessen bedürfte, von welchem sie ausgehen. Gar sehr würde sich aber täuschen, wer da glaubte, die Schreibung sei vom Beginn her, oder auch zur Zeit überall, sonstiger Verschiedenheit zu geschweigen, die bei uns übliche alphabetische. Er kann sich von diesem Irrthum, versteht sich nur im Princip, befreien durch Hinblick schon auf die einzige Seite 56. von dem Steinthal'schen Büchlein: Die Entwicklung der Schrift 1852. Feinere Unterschiede in der Schrift, namentlich alleinige oder auch nur Mit-Benutzung von reinen Figuren oder symbolischen Bildern beiseit gelassen, kommen hier, ausser der Buchstabenschrift, welche die Wörter recht eigentlich in ihre Grundelemente zerlegt, vorzüglich noch die Sylbenschrift, wie einer derartigen sich die Japaner bedienen, sowie die Chinesische Wortschrift in Betracht. In letzterer gelangt nämlich, bei der häufigen Homophonie nicht ohne mancherlei hinwegzuräumende Missstände, das Wort, stets ein einsylbiges, nur als ungetheiltes Ganzes (hierin entfernt unseren Zahlziffern vergleichbar) zur schriftlichen Darstellung. Eine ausführliche Behandlung ist zu finden in: „Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht

alphabetarisch schreibenden Völker. Von Heinr. Wuttke. Leipz. 1877.

Erst unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, über die alten sog. Weltreiche Eingehenderes zu erfahren, als was uns bis daher durch Griechen oder Altes Testament überliefert war. Welch günstigen Umständen aber wird Erschliessen neuer Quellen für derart erweiterte Kenntniss verdankt? Der Wiederauffindung mancher in Schutt begrabener oder doch von den Einheimischen unbeachtet gebliebener Denkmäler; überdies — menschlichem, auf eine harte Probe gestellten und zu beharrlicher Ausdauer angehaltenen Fleisse und Scharfsinn. Auf solcherlei steinernen oder auch thönernen Ueberbleibseln aus grauer Vorzeit nämlich befinden sich Inschriften verschiedener Art, zu deren Verständniss der Schlüssel schon seit vielen Jahrhunderten verlegt worden. Da galt es also, durch Entzifferung jeweilig einer jener Schriftarten nur erst wieder deren richtige Lesung zu gewinnen, und, sobald diese einigermassen gelungen, demnächst, sich in den Besitz, wie fürerst dürftig und mangelhaft er ausfalle, zu setzen von den jedesmal dabei mitbetheiligten, auch längst nicht mehr gekannten Sprachen. Allein zuletzt dann zur Krönung des Werkes der, aus solcherlei Urkun-

den erarbeitete und als glückliche Siegesbeute davon getragene Inhalt von nie ganz, insbesondere für die Geschichte gleichgültigem Werthe! Wie aber das Alles anfangen und, was doch, auf und ab der Fall gewesen, mit Sicherheit und Erfolg durchführen, so darf mit Grund gefragt werden. Eigennamen und sodann Inschriften mit Uebersetzung in einer bekannten Sprache daneben, sog. bilingues, waren es, die den Weg zeigten, freilich bloss für die ersten noch schüchternen Schritte. So geschah es mit Persischen sog. Keilinschriften aus der Achämeniden-Zeit durch den älteren Grotefend. Ihm fielen Zeilen mit, wie sich nachmals bestätigte, dieser Reihenfolge auf: „König Xerxes, Sohn des Königs Darius, Sohnes von Hystaspes". So insbesondere auch wegen Fehlens der, von ihm vorläufig zur Bezeichnung von „König" vermutheten Lautgruppe eben bei dem letzten. Die Inschrift von Rosette dagegen enthält ausser dem Altägyptischen Texte auch denselben in Griechischer Sprache daneben, und gab zur Ermittlung des, wie sich nun zeigte, nicht bloss allegorischen, sondern in seinem Wesen les- und lautbaren Hieroglyphen-Charakters den ersten haltbaren Ausgangspunkt. — Hiezu kommt die bereits schon ziemlich angeschwollene Literatur, welche

sich mit Assyrischen und Babylonischen Inschrifttexten befasst. Unter ihnen befinden sich aber auch solche in Akkadischer und Sumerischer Sprache, die von nördlicheren Völkern, indess noch nicht völlig sichergestellt, welches Stammes, gesprochen sein muss. „Kurzgefasster Ueberblick über die Babylonisch-assyrische Literatur u. s. w. von Carl Bezold.“ Leipz. 1886. — Es ist nicht dieses Ortes, auf, hieraus entspringenden Zuwachs alter Geschichte näher einzugehen. Ich erwähne nur, um von Wichtigkeit des neuen Erwerbes eine kleine Andeutung zu geben, „Der keilinschriftliche Sintfluthbericht.“ Episode des babylonischen Nimrodepos, von Haupt 1881 oder Eberh. Schrader, „Die Keilinschriften und das A. T.“ Auch wird eine „Assyriologische Bibliothek“ herausg. von Friedr. Delitsch und Paul Haupt, deren I. Bd. Akkadische und Sumerische Keilinschriften, und II. Die Achaenenideninschriften. Transcr. des babylonischen Textes usw. von Bezold, auch die sogenannten „Trilinguen Inschriften“ enthält u. s. w. Damit ist nun auch die Kenntniss des sogenannten Semitischen Sprachstammes, und zwar in sehr frühe Zeiten hinein, wider Verhoffen um ein Bedeutendes erweitert. Dieser aber darf,

als auch flexivisch und sonstwie, sich berühmen, gleich hinter dem Indoeuropäischen die vornehmste Stelle einzunehmen. Ausserdem halte man sich vor Augen: aus seinem Schoosse sind drei, insbesondere ihres strengen Monotheismus wegen tief bedeutsame und weithin verbreitete Glaubensformen hervorgegangen. Im kleinen Judäa Mosaismus und Christenthum; sodann, auf jene beiden andern voraufgegangenen gestützt, Muhameds Lehre.

Einen grossen Theil des nördlichen Asiens aber nimmt der sog. Ural-Altaische (auch wohl Turanisch geheissene) Sprachstamm ein, um dessen Kenntniss, wenn auch zum Theil mehr um diejenigen einzelner Glieder von ihm, sich namentlich z. B. Castrén, Schiefner, Wiedemann, Vambéry, verdient gemacht haben. Zu ihm gezählt werden für gewöhnlich Mongolen, Tungusen mit Mandschus; Türkische Völkerstämme; Ugrier, während Einige noch als fünftes Glied die Samojeden hinzurechnen. Hievon reichen, als den Ugriern nahe zur Seite stehend, Lappen, Finnen und Esthen, und, jenen noch enger verwandt, die aus Asien eingewanderten Magyarren nach Europa hinein. Desgleichen sind ja auch erst von dort die Osmanen in die Balkan-Halbinsel ein-

gedrungen. In Betracht mancher noch nicht gänzlich gehobenen Schwierigkeiten Betreffs angenommener Sprachverwandtschaft, z. B. zwischen Mongolen und Finnen, der grossen körperlichen Verschiedenheit im Rassentypus zum Trotz, siehe Winkler, Ural-Altaische Völker und Sprachen, Berlin 1884.

Gegenwärtig begegnet man doch gar nicht mehr so ganz selten Bewohnern des fernen Ostens, wie Chinesen und Japaner, in Berlin oder sonstwo in Norddeutschland. Was aber vor ein paar Jahrzehnten noch einer Art Wunder gleich gegolten hätte, wird jetzt schon fast wie eine sich von selbst verstehende Gewöhnlichkeit hingenommen. Und was wollen Ankömmlinge aus Ostländern, die sich bisher gegen Europa, mit Ausnahme einiger Handelsbeziehungen, so gut wie völlig abgeschlossen verhielten, jetzt hier bei uns? Besonders wohl mit durch unsern jüngsten Sieg über Frankreich war man dort inne geworden, es müsse mit dieser neuerrungenen Ueberlegenheit Deutschlands, von welchem sie selbst nichts zu fürchten hätten, wohl eine, auch ihrerseits zu beachtende Bewandtniss haben. Und der Chinesische Zopf zögerte nicht, Krupp'sche Kanonen oder Bau von Schiffen auf Deutschen Werften zu bestellen; ja auch gegen Eisenbahnen in

seinem ungeheuren Reiche sträubt er sich nicht mehr allzusehr. Was aber die Japaner anbetrifft, welche schon bei sich hatten mit Deutschen gelegentlich von friedlichen Expeditionen dorthin abseitens letzterer Bekanntschaft gemacht, kam über sie ein so unwiderstehliches Gelüst nach Erweiterung ihrer Kenntnisse, dass sie nicht nur Gelehrte unseres Landes zu dortigem Unterrichte beriefen, sondern auch Beamte und junge Männer zu uns entsandten, um Deutsche Zustände, Deutsche Wissenschaft an der Quelle kennen zu lernen.

China, oder „das Reich der Mitte", wodurch sich dasselbe, gleich andern Ländern oder Oertern ausserdem, als den Mittelpunkt der Erde bildend will betrachtet wissen, reicht mit seiner „gewissen" Geschichte, lese ich, bis ins 8te Jahrh. vor Chr., und mit der weniger sicheren noch höher hinauf. Es gelangte aber schon von früh ab, den Nachbarvölkern voraus, zu einer nicht geringen Cultur. Und so erklärt sich, wie es schon seit ziemlich lange gleichsam zu einem Bildungsheerde werden konnte, welcher von sich aus seine Strahlen ringsum in jene östlichen Gegenden entsandte nach Japan, von dessen Sprache und Literatur wir jetzt auch schon, hauptsächlich durch das Verdienst von Holländern und Deutschen,

nähere Kenntniss besitzen, Korea und Hinterindien. Natürlich, dass auch Völker, von denen China zeitweise beherrscht wurde, so Mongolen; und Mandschus, denen selbst die noch jetzt dort herrschende Dynastie entstammt, nicht ganz leer ausgingen, von dort empfangener Belehrung. Dagegen anderseits vermochte China, dies, sonst fremden Einflüssen schwerer zugängliche Land, doch nicht ganz der Einwanderung von der Buddha-Lehre sich zu entziehen. Jener Welt-Religion, welche, in Vorderindien aufgekommen und reformatorisch gegen das hierarchische System des Brahmanenthums gewendet, nach hundertjährigen Kämpfen gegen dieses erlag, und in Auswanderung theils ost- und südwärts mit seinen, im Pali, einer Tochter des Sanskrit, verfassten Religionsbüchern von Ceylon aus hauptsächlich in Hinterindien sein Heil suchen musste. Dann wieder wurde von andern Buddhisten zwangsweise ihre Indische Heimath verlassen, indem sie in Tibet für ihren Glauben noch mehr in sanskritischer Fassung eine Freistätte sich schufen und jenen weithin bei anderen nördlichen und östlichen Völkern, so bei Mongolen und theilweise auch in China, Japan u. s. w. heimisch machten. Halten wir uns nun vor Augen, wie China eine überaus reiche, mannigfaltige und weit zurück-

reichende Literatur besitzt, da kann man es dem berühmten Arabisten Silvestre de Sacy nur höchlich Dank wissen, dass auf seinen Anlass in Paris zuerst ein Lehrstuhl für chinesische Sprache und Literatur gegründet wurde. Den bekleidete nun zuerst der grosse Meister Abel-Rémusat, und als dessen würdiger Schüler folgte Stanislas Julien. Seitdem gab es nun auch in Deutschland Professoren für eben dieses Fach. So also noch lebend Wilhelm Schott in Berlin, und des berühmten Linguisten Hans Conon v. d. Gabelentz Sohn Georg, Vrf. der staunenswerthen 1881 ersch. grossen „Chinesischen Grammatik", an der Univ. in Leipzig. Noch jenseits des Mystikers Lao-tsĭ und seines jüngeren Zeitgenossen Khùng-tsĭ (Confucius), die im 6. Jahrh. v. Chr. lebten und wirkten, liegen, der vorklassischen Periode angehörend, die berühmten Kings, und folgt dann die klassische Periode und nachklassische Literatur. Die Sprache Chinas aber zerfällt einmal, schon nach der Zeitfolge in mannigfach von einander abweichende zwei Sprach-, Schreib- und Stil-Arten sowie überdem in mehrere, schon um desswillen höchst beachtenswerthe Mundarten, weil darin die Wörter noch oft in einer Form aufbewahrt sind, welche eben in erwünschter Weise den älteren, nicht

so sehr, wie in der Schrift- und Umgangssprache, abgestumpften Typus erkennen lassen. Das ist denn auch zur Unterscheidung in Folge von Verstümmelung erst entstandener Homonyme von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. Da giebt es nun vor Allem in China schon früh geschichtliche Aufzeichnungen, wofür dem Inder so gut wie gänzlich der Sinn fehlte. Es mangelt aber auch bei einem anscheinend so prosaischen und dem Utilitätsprincipe huldigenden Volke, wie das Chinesische, keineswegs an poetischen Ergüssen, wie den älteren Liedern bereits vom 18. bis zum 6. Jhrh. vor Chr. im Shi-king; Dramen und selbst Romanen. Vor Allem jedoch muss den Europäer beschämen, dass Buchdruckerkunst und Gebrauch der Boussole schon um Vieles früher in China bekannt war als bei uns.

Versetzen wir jetzt nur noch für ein paar Augenblicke uns auf den Schauplatz eines zweiten, jedoch nicht bloss für Asien, sondern auch für unsern Welttheil, ja selbst darüber hinaus, so ungemein hochwichtigen Volkes. Welches andere könnte ich meinen, als das Indische? Ist dieses es doch, das da, freilich unter fremder Botmässigkeit, was nicht zum ersten Male der Fall, dennoch in hehrer Majestät, an der Spitze einer hohen Völkeraristokratie,

der Indoeuropäischen, daher schreitet. Dies weiss heutzutage jedermann; allerdings. Mit wissenschaftlicher Strenge aber von einem, in seiner sprachlichen Zusammengehörigkeit erkannten, zwei Hauptfamilien, die sog. Arische in Asien und vier europäische umfassenden grossen Völkerstamme in Wahrheit gewusst wurde, erst seit dem zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts. Es war nämlich 1816, wo Franz Bopp mit seinem „Conjugationssysteme", der Grundlage für seine spätere „Vergleichende Grammatik der Indogermanischen Sprachen", die nachmals durch ihn und andere weiter ins Einzelne ausgebildete Entdeckung anbahnte. Gewiss doch unter anderen grossartigen wissenschaftlichen Errungenschaften unseres Säkulums keine der minderwichtigen und letzten!

Seitdem ist uns nun aber das hehre Sanskrit selber mit seiner so überreichen Literatur, sowie desgleichen in seiner nach Zeit und Ort wechselnden Gestaltung, (so zählt das von A. Weber verf. „Verzeichniss der Sanskrit- u. Prâkrit-Handschriften" der Berl. Bibl., noch „die Jaina-Lit." ausgeschlossen, allein schon 1772 Nummern) zugänglicher geworden durch mühevollsten Fleiss von Gelehrten aus verschiedener Herren Ländern. Das Sans-

krit bis zu seiner ältesten Form in den Veden hinauf und bis zu seinen Töchtern Pali und die mannigfaltigen Prâkrit-Arten, und das viel angewendete Hindustani, eine Mischsprache, abwärts. Senart, L'épigraphe et l'histoire linguistique de l'Inde in Acad. des Inscr. et Belles-Lettres 1886. p. 66—89. Ausserdem in Betreff mehrfacher Einflüsse von ihm auf völlig anders geartete Idiome, sei es in Dekhan auf die sog. Drâvid'a-Sprachen, oder solche, die ausserhalb seiner eigenen nördlichen Grenzen vorhanden. Sogar über die Geschichte und Sprache der (von Indien ausgegangenen) Zigeuner belehrt uns, wie ein Leipzig 1886 eigens dafür gedrucktes Verzeichniss nachweist, eine so grosse Zahl hierauf bezüglicher Werke, dass jenes nicht weniger als 15 Octav-Seiten füllt. —

Dann kamen nun die beiden Gebrüder Grimm, insbesondere Jacob der ältere, und schufen jene gewaltige Arbeit, wodurch uns zuerst, seit 1819, also nicht allzu lange nach Bopp's Erstlingswerke, und in wie lehrreicher Weise, ein allumfassendes Bild vor Augen gestellt wurde mit der Gesammtheit von Sprachen Germanischer Zunge. Diese aber machen auf Europäischem Boden, wie jetzt allbekannt, unter den Abzweigungen des danach nicht mit Unrecht so geheissenen „Indogermanischen“

Stammes, wenn man der Griechisch-Lateinischen den ersten Platz einräumt, doch jedenfalls die nächstwichtige aus.

Es ist selbstverständlich, das Gedeihen einer Wissenschaft, welche immer es sei, hängt, nicht am letzten, sondern grossentheils und wesentlich mit davon ab, ob bei Erforschung ihrer Gegenstände naturgemässe und zweckentsprechende Methoden zur Anwendung kommen. So verhält es sich denn auch mit der Sprachwissenschaft, wobei wir an diesem Orte diejenige im Sinne haben, welche über blosse Lernzwecke hinausgeht. Es bezeugte aber die Grimm'sche „Deutsche Grammatik" einen ausserordentlichen Fortschritt sprachlicher Forschung auch darin, dass selbige nicht nur in ihrem Nebeneinander diejenigen Glieder, woraus die Germanische Sprachsippe besteht, sondern desgleichen sie in ihrer historischen Reihenfolge vergleichend, und so das eine durch das andere aufhellend, zusammenhielt. Bei aller sonstigen Selbständigkeit jedoch wurde von dem Grimm'schen Werke nicht auch gelegentliche Rücksichtnahme auf verwandte Sprachen ausserhalb ihres Sondergebietes verschmäht, sowie desgleichen auf die, durch Andere angebahnten Wege zu vertiefter Einsicht in deren Bau und Wesen. Die schon

von Humboldt und Bopp durch eignen Vorgang bestempfohlene Methode der Sprachvergleichung, welche auf eine gleichsam anatomische Zerlegung der Wortgebilde in ihre intellectuellen Grundbestandtheile sich stützt, ward mit Geschick auch von Grimm geübt.

Merkwürdig genug übrigens, um dies hier einzuschalten, die einheimischen Sprachgelehrten Indiens standen schon vor Alters den Griechischen und Lateinischen Grammatikern nicht nur in Sprachphilosophie um nichts nach, sondern zeigen sich ihnen in der technischen Behandlung der Sprachlehre sogar in nicht geringem Maasse (man blättere deshalb nur einmal im Pân'ini, dem meistgekannten und hochgeschätzten Grammatiker) überlegen. Hier in Kürze den Beweis: schon ihr, nach Längen und Kürzen durchweg unterscheidendes Alphabet ist kein so wildes und willkürliches Gemenge, wie das unsrige; vielmehr, — allein vernünftig, — je nach den Sprachorganen von der Kehle aus bis zu den Lippen hin geordnet. Sodann ist dem Abendlande, welches so lange sich in nur zu abenteuerlichen und kinderhaften After-Etymologien erging, von den Indern bereits eine etymologische Einsicht in die ihnen angestammte Sprache vorweggenommen, welche vergleichsweise schon viele An-

forderungen der Wissenschaft in brauchbarer und bündiger Weise befriedigte. Das Sanskrit erweist sich aber wegen, in manchem Betracht (wennschon nicht ausnahmlos, wie durch Eindringen von Palatalen tsch u. s. w.) besser gewahrter Alterthümlichkeit und jungfräulicher Unverletztheit im Ganzen um Vieles durchsichtiger als die Schwestersprachen. Ein Umstand, welcher dann freilich auch der Sanskritgrammatik fördersamst zu statten kam, indem ihr hierdurch das Geschäft der Analyse (sie trägt aber ihren Namen vyâkarańa gerade vom „Sondern und Scheiden" nicht umsonst) bedeutend erleichtert wurde. Sie kennt bereits die aus ihrer mannichfachen Einwickelung hervorgezogenen Verbalwurzeln in ihrer nackten Einfachheit; unterscheidet die zu Bildung oder Abbeugung von Wörtern verwendeten Zusätze, sog. Afformativa; und leitet nicht etwa — ein thörichtes Beginnen! — vom Nominativ und Genitiv Sing. alle übrigen Casusformen her, sondern legt den bei einander liegenden, nicht auseinander entspringenden Casus das ihnen sämmtlich gemeinsame Thema zum Grunde. —

Sprachen sind dem Schicksale alles Endlichen, d. h., so lange sie nicht völlig erloschen, beständigem Wandel unterworfen. Darauf eben beruht ja mit ihr Leben, dass

sie im Fortschritt sich entwickeln und ausbilden, oder auch nach rückwärts allmählich in einen gewissen Verfall gerathen. Zudem findet aus verschiedenen Ursachen ein oftmaliges Auseinanderfallen statt aus früherer Einheit in eine Mehrheit, sei es nur von Mundarten, die sich in geringerem oder grösserem Maasse entfremdet worden, oder selbst von Sprachen, die jedoch, trotz noch weiteren Abständen unter sich, wenigstens bei schärferer Aufmerksamkeit, die Gemeinsamkeit ihres Ursprunges gänzlich zu verläugnen ausser Stande sind. Solchen Wandel nun, und den durch ihn herbeigeführten Bildungsgang einer Sprache von Stufe zu Stufe innerhalb ihrer selbst, sowie zumal auch nicht ohne Hinausblick über ihre ältere oder jüngere Anverwandten, sorgsamst zu beobachten ist heutigen Tages für den Forscher Pflicht, weil für das Gedeihen der Sprachwissenschaft wesentliche und unumgehbare Vorbedingung. In dem sprachlichen Ursprunge und Fortgange herrscht nichts weniger als abenteuerliche und blinde Willkür. Vielmehr nur eine vernünftige und stets, wenn auch zumeist ohne bewusste Absicht, Aug' und Ohr offenhaltende Freiheit, d. h. eine solche, die, sich an eine gewisse Nothwendigkeit, gebunden fühlend, den, von der Natur menschlichen Körpers und Geistes vorgeschriebenen

Gesetzen zwar zu gehorchen hat, allein darum doch innerhalb bestimmter Grenzen ihre zwanglose Bewegungs-Fähigkeit aufrecht erhält. Daher ja überhaupt die Möglichkeit einer so schwer übersehbaren Menge von Völkerscheiden, d. h. eben Sprachen, die, obschon oft noch auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt rückführbar, nun doch so sehr unter sich zerfahren ausschauen.

Etymologie, ächte, nicht bloss erträumte, und in weitester Fassung genommen, derart, dass sie sich auf Herkunft und Form, Bedeutung und nicht am letzten auch auf die Lautgestalt der Wörter in ihrem geschichtlichen Vorher und Nachher erstreckt, erweist sich unentbehrlich zu gründlichem Eindringen in die Geheimnisse irgendwelcher Sprache, und in deren Wesen. Desgleichen in ihr Verhältniss zu sich selber in ihren verschiedenen Zeitperioden und je nach dem, durch Verschiedenheit des Zweckes bedingten Gebrauche; allein auch in ihrer physio- und psychologischen oder genealogischen Stellung zu anderen. Es versteht sich von selbst, dass zu dem Ende auch die mancherlei Bildungs- und Entwicklungs-Gesetze, von welchen die Sprache überhaupt, sowie jede Einzelsprache nach besonderer eigner Art, im Verlaufe der Zeit beherrscht

wird, müssen zum Behufe weiter greifenden Vergleichs und mit peinlicher Sorgfalt durchweg berücksichtigt werden. Auch die Feststellung und Zusammenhaltung derartiger Gesetz-Codexe übrigens ist begreiflicher Weise keine allzu leichte, jedoch dringend nöthige Arbeit, welche freilich zu einem grossen Theile erst noch die Zukunft zu leisten hat.

Zur Verdeutlichung von Obigem mögen uns die beiden „classischen Sprachen" als Beispiel dienen. Weil die Literatur der Römer in vielerlei Beziehung unläugbar an die vorausgegangene der Hellenen sich anschliesst und davon abhängig zeigt, hielt sich die Philologie von ihrem Entstehen fast bis auf die Neuzeit zu dem Schlusse, in Wahrheit freilich fehlschiessenden Trugschlusse, berechtigt, als sei, wie Hemsterhuis in einer Lateinischen Gedenkrede sich ausdrückte, die Römersprache „die schöne Tochter einer schöneren Mutter", unter welcher letzteren natürlich Griechisch gemeint war. Beide, das steht bei den Sprachvergleichern felsenfest, bilden vielmehr ein Schwesterpaar, stehen somit zu einander im Verhältnisse seitlicher Verwandtschaft. Und zwar hat das Latein ja allerdings den Griechen diesen oder jenen Ausdruck abgeborgt, ist aber weit davon entfernt, gleichsam

eine jüngere Fortsetzung von jenem zu sein, in solchem Maasse, dass jenes vor diesem, sogar in nicht wenigen Fällen, durch conservatives Festhalten an alterthümlicherer Gestaltung sich auszeichnet. Zu welchen Verkehrtheiten aber oben berührter Glaube, als gröblicher Grundirrthum, führen und darein verwickeln musste, hierfür wird schon ein unscheinbares und doch schlagendes Beispiel genügen. Mit *Jot*, *W* und *S* hat das Griechische den ärgsten Unfug getrieben, indem es den ersten Consonanten als solchen ganz einbüsste, den zweiten nur mundartlich rettete, dem Zischer aber häufig zwischen Vokalen, auch im Anlaute, wo derselbe jedoch mitunter durch Abschwächung zu einem Hauche, dem Asper, also *h*, ersetzt wurde, den Abschied gab. Nichts, oder doch nur wenig, von dem Allen bei der Italischen Schwester. Dort hat sich nun zwar noch σῦς neben s u s und unserem S a u erhalten während sich bereits entartetes ὗς daneben einschlich. Allein, wie ist es z. B. ἕζεσθαι neben s e d e r e, unserem s i t z e n, und vielen anderen seines gleichen ergangen, denen h als ursprünglichen Anlaut anzudichten doch geradezu unverzeihlich wäre? Intervokales Sigma, d. h. ursprüngliches, nicht etwa selbst schon durch Unänderung, z. B. aus τ vor ι, entstandenes, wird oft, möglicher

Weise erst nach vorherigem Uebergange in h, ausgestossen, und dadurch ein Hiatus hervorgerufen, an welcherlei der Grieche so geringen, das Sanskrit bis zu beinahe ausnahmsloser Vermeidung den allerstärksten Anstoss nimmt. Und wie verhält es sich hiermit im Latein? Es beobachtet die auch anderwärts, so in Sprachen Germanischen Geblüts, vorkommende Sitte, einen zwischen Vokalen oder auch am Wortende stehendem Zischer (dieser ist aber in den classischen Sprachen sowie im Sanskrit der harte!) zu einem *r* herabzumildern. So denn genus, *γένος*, werden im Genitiv, zugleich mit nicht gleichgültigem Vokal-Wandel in ihrem Thema, zu gener-is, *γένε[σ]-ος*, während im Skr. sich das *s* sowohl im G. janas-as, wie im Nom. janas behauptet. Das Gleiche ist der Fall im Genitiv Plur., z. B. bei *ἀλλά[σ]ων*, aliârum, Skr. anyâsâm. Wie thöricht nun aber die, wie oft auch und von wie namhaften Gelehrten vorgebrachte Meinung, als sei in den obigen und anderen gleichgearteten Fällen das *r* ein erst um Hebung des lieben Hiatus willen erfolgter Einschub. Im Gegentheil: lag doch das grössere Unrecht auf Seiten des Griechischen.

So viel wird hinreichen, um errathen zu können, wie dringend zum etymologischen Verständniss von Sprachen

und ihren gegenseitigen Beziehungen, auch selbst nur eine richtige Erkenntniss ihrer früherhin so ungemein vernachlässigten, ja als solche kaum geahnten Lautgesetze von nöthen. Da war es nun wieder die Grimm'sche Grammatik, welche, vermöge ihrer historisch verfahrenden und wesentlich Gleiches, was oft mehr bloss nebensächlich abweicht, andere Male völlig Disparates in Vergleich ziehenden Methode, sich in bis dahin ziemlich wirren Oeden dem Lernbegierigen zum willkommenen und sicheren Führer anbot. Es sei nur an die so folgereiche Aufdeckung und Begründung der sogenannten Lautverschiebung erinnert, welche, mit grosser Strenge je nach dem verschiedenen Volksbrauche durchgeführt, nur wenige, oft auf besonderen Gründen beruhende Ausnahmen sich gestattete. Und wie charakteristisch für die jedesmaligen Sprachen schon das alleinige tad im Skr., *τό*[*δ*], Lat. istud; allein, mit zweifältigem Wandel, Goth. thata, Ahd. daz, unser das, wogegen, als einer anderen Sippe angehörend, Engl. that, niederd. dat u. s. w.

Doch es gemahnt uns, hiermit abzubrechen. Wer aber das Verlangen in sich verspürt, über Entstehung und Fortgang der Sprachwissenschaft neueren Datums ausführlichere Auskunft zu erhalten, dem kann mit gutem

Gewissen empfohlen werden das Werk von Th. Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jhrh.'s mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten. München 1869. Nur schade, dass, bei den raschen, an sich ja höchst erfreulichen, indess auch für den Fachmann nach seinem vollen Umfange schwer übersehbaren Fortschritten in unserem Wissensgebiete, nicht schon bis zur allernächsten Gegenwart dasselbe herabreicht.

Es sei mir aber gestattet, zum Schluss durch Nennung nur noch von ein paar hochverdienten Gelehrten, durch welche zuerst in gewissen Sprachkreisen ein tieferes und ein gesunderes Studium begründet und ermöglicht wurde, wenigstens eine schwache Andeutung davon zu geben, was doch alles schon in solcher Kürze der Zeit in unserm Gebiete geleistet worden. Zu diesen Gründern gehört nun vor allen Dingen auch Dietz für die, dem Latein entsprossenen Romanischen Sprachen in sieben Hauptabtheilungen: Italienisch; Provenzalisch u. Nordfranzösisch; Spanisch; Portugiesisch. Ausserdem hieher zählende Mundarten in den Alpen, und im fernen Osten Rumänisch. — Sodann fleissige Bearbeiter anderer Indogermanischer Sprachfamilien in Europa ausserdem waren

Zeuss und Stokes für Keltisch, und Miklosich für Slavisch; und sind es die beiden letztgenannten noch. Greifen wir aber nach Asien hinüber, dann können für Zend und Eranische Sprachen als deren Hauptvertreter Justi und Spiegel nicht übergangen werden. Aus den Männern aber, welche nach Bopp sich haben recht eigentlich und zumeist Erforschung des Sanskrit und seiner Töchter angelegen sein lassen, die etwa an allererster Stelle zu nennenden herauszugreifen, ist misslich, weil die Zahl jener eine grosse und ihr Verdienst schwer gegen einander abwägbar. Ich fürchte indess keinen allzu grossen Wiederspruch, wenn ich trotzdem ein paar Namen hier niederzuschreiben wage Also den von Böhtlingk, sei es nun in seiner Eigenschaft als Herausgeber des grossen Indischen Grammatikers Pân'ini, oder als Mitarbeiter des grossen Petersburger Wörterbuches, welches für das Sanskrit dasselbe, ja mehr noch leistet, als der Thesaurus von Stephanus für das Griechische, und nun auch wieder als Vf. des Sanskrit-Wörterb. inkürzerer Fassung. Ja auch das Jakutische, ein Türken-Idiom von der Lena, ward von ihm ausführlich bearbeitet. Was aber erst in jüngerer Zeit hineingezogen worden in den Kreis näherer Bekanntschaft, das Veda-Idiom, fand nach Benfey,

dem Vf. auch zweier Sanskrit-Grammatiken, eine sorgfältige Aufklärung erst durch Grassmann's Wörterbuch des Rig-Veda und durch des Amerikaners Whitney Sanskrit-Grammatik. — Auf dem Semitischen Sprachgebiete aber begann durch Heinrich Ewald und Justus Olshausen für Hebräisch und Arabisch; Dillmann und Praetorius, (Aethiopisch), Nöldeke (Mandäer) u. s. w., eine neue Wendung.

Eine zweite Aufgabe, die wir uns vorgesetzt, steht mit der obigen nicht ausser einem gewissen Zusammenhange. Sie betrifft aber jenes, in eine graue Vorzeit zurückreichende und durch seine grossartigen Denkmäler seit Jahrtausenden berühmte Aegypten, das gegenwärtig von so vielen Besuchern auch aus dem ferneren Westen betretene, ja von Meer zu Meer auf zahlreichen Schiffen durchfahrene Nilland. Und welch lange Geschichte nicht bloss von bereits vor Chr. G. vierzig, sage vierzig Jahrhunderten, sondern, wie unsagbar merkwürdig solche überdies, durch den buntesten Wechsel seiner Beherrscher und der hievon zum Theil abhängigen Gottesverehrung, hat hinter sich dieses, dem Libyschen Wüstensande von der Natur entrissene fruchtbare, und desshalb Kem oder Kami, kopt.

Khemi u. s. w., das schwarze, zubenannte Stück Erde Osirisdiener, unter deren Drucke andersgläubige Söhne Israels schwere Zeiten haben, Aethiopen; Perser; Griechen und Römer; Moslemen verschiedener Abkunft. Vor letzteren aber auch das Christenthum, reich bekundet durch eine Literatur in koptischer Sprache, dem Ausläufer der in Aegypten von uralters einheimischen Menschenrede. Näheres in: „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Nach den Denkmälern bearb. von Heinr. Brugsch-Bey. Erste deutsche Ausg. Leipz. 1877.“ Wie hätte sich aber eine so alte Geschichte herstellen lassen, ehe nicht sonst stumm verbliebene Zeugen der Vorzeit wären zum Reden gebracht mit Verständniss ihrer Sprache? Unmöglich, ohne voraufgegangene Entzifferung der verschiedenen Schriftarten Aegyptens. Nun bemerkt aber der Vrf. obigen Buches S. 4: „Die Entzifferung der altägyptischen Texte hat durch das gemeinsame Zusammenwirken begeisterter Männer der Wissenschaft“, deren nicht kleine Reihe wird S. XI aufgezählt — „vor Allem in den letztverflossenen Jahren, eine so grosse Sicherheit in Folge der methodischen Behandlung erreicht, dass jede Inschrift, ihrem Inhalte nach genau bestimmt werden kann, zum wenigsten der grobe

Irrthum nicht mehr möglich ist". Mit, vor nichts zurückschreckender Beharrlichkeit durch Finsterniss hindurch zum Licht, so hiess die Losung; und das Ziel wurde nach vielerlei eingeschlagenen Irrwegen und nicht ohne unsägliche Mühe und Anstrengung doch zuletzt glücklich erreicht. Da stand man vor den Hieroglyphen schon um desswillen so lange rathlos, weil man noch nicht einmal zu sagen wusste, habe man darin bloss eine sinnbildliche Bilderschrift vor sich, oder, wie wirklich der Fall, auch eine nach Lauten getheilte und lesbar-phonetische Schreibung. Und für wess Geistes Kind denn sollte man, auch das letztere angenommen, die in dieser, welche damals noch für jeden Beschauer „Geheimschrift" blieb, unerkannt fortlebende Sprache halten? So wurde z. B. auf eine Semitischen Stammes gerathen. Verkehrt.

Es war nun bekanntlich Champollion le Jeune, welchem der erste glückliche Wurf in Enträthselung jener schwer wiegenden und doch so schwer zu lösenden Aegyptischen Frage gelang. Und zwar dadurch mit, dass er sich nach einer noch erreichbaren, in Aegypten einheimischen Sprache zur Hülfe umsah. Der Koptischen, von der sogar berichtet wird, sie sei dort erst um die Mitte des 17. Jhrh.'s völlig ausgestorben. Ungesagt begreift

sich, es können an einer Landessprache, welche so viele Jahrhunderte hindurch bestand, nicht alle Spuren von Wandelbarkeit in der Zeit vorübergegangen sein. Man muss jedoch nicht ohne einige Verwunderung wahrnehmen, wie jenes Volk, das, wo nicht ein Kind des Nilbodens, doch von früh ab dorthin gelangte und allda seinen Aufenthalt für einen fast endlosen Zeitraum behauptete, auch wenigstens im Vergleich mit diesem, nur mässige zeitliche oder landschaftliche Zerklüftungen seines Mutteridoms an sich erfuhr. So begreift sich denn, wie das Koptische, obwohl als Idiom jüngeren Datums und weil sonst hauptsächlich nur im Dienste christlicher Theologen (seit der Mitte des 3. Jhrh.'s vom heil. Antonius an) erhalten, von verhältnissmässig untergeordnetem Interesse, noch drüber hinaus, d. h. mit Bezug auf die ältere und älteste Aegyptische Sprachform, eine, um Vieles gewichtigeres und werthvolleres Aussehen gewinnt. Es erfreute sich aber jenes Idiom zuerst einer überaus gründlichen Erforschung in: Koptische Grammatik von M. G. Schwartze, Prof. der Kopt. Spr. an der Univ. in Berlin, herausg. nach des Vrf.'s Tode durch Steinthal. Berlin 1850. Der Name Kopte wird dort, und zwar am glaubhaftesten, aus dem freilich selbst unerklärten *Αἴγυπτος* durch Köpfung er-

klärt, wie ja auch die Zigeuner bei den Engländern Gypsies, d. i. Aegyptii, weil lange, wiewohl fälschlich, für Aegyptischen Ursprungs gehalten, heissen. Der Mundarten des Koptischen giebt es aber drei. Nämlich 1. Der Dialect von Sahid (d. i. Hochland, Ober-Aegypten) oder Thebaische; 2. der von Bahirah (Unter-Aegyptische) oder Memphitische, in Bezug auf Alterthümlichkeit von Schwartze an die vorderste Stelle gerückt, — welchem sich, als den untersten Rang einnehmend, 3. der nach Baschmur (einer Gegend des Delta) benannte, zugesellt.

In jüngerer Zeit aber ist es ein Gelehrter, unter dessen zahlreichen und vielseitigen Arbeiten der einen oder andern Art wir im Folgenden einige Zeilen widmen wollen, Carl Abel, gewesen, welcher sich namentlich durch Koptische Untersuchungen ein anerkennenswerthes Verdienst erworben hat. Jedoch, mit Sprachen weiterer Ausdehnung vertraut, hat er sich auch anderweitig versucht, und namentlich in der Bedeutungslehre, welche ja recht eigentlich die psychische Seite menschlicher Rede berührt, neue Ansichten entwickelt. Eben schon dieser Neuheit wegen aber — Synonymik behandelnde ältere Werke, wie das schon durch Gruber für das Deutsche, machen kaum eine Ausnahme, — ist es zweifelhaft, ob jene durch-

weg möchten von jedermann als unbedingt wahr hingenommen werden. Ohne Frage indess zeigen sich diese ernster und eingehender Betrachtung höchst werth.

Zuerst denn ein paar Worte über seine, 1885 in deutscher Uebers. v. Rud. Dielitz ersch. Arbeit: „Gross- und Klein-Russisch, aus Ilchester-Vorlesungen über vergleichende Lexikographie, die von ihm in Oxford gehalten“. Darin wird zunächst das Verhältniss besprochen, wie es zwischen der Bevölkerung und Sprache von Gross- und Klein-Russland bestehe. Namen, die erst nach der Eroberung der Ukraine (1654) an Stelle der früherhin üblichen „Moskowitien und Ruthenien“ getreten. Unser Vrf. aber führt aus, es seien die Bewohner des letzteren, welche recht eigentlich „Slavo-Russen“ zu heissen verdienten, während er im Unterschiede davon die Gross-Russen, ihrer volklichen Mischung mit erst slawisirten finnischen Stämmen in Norden und Osten halber, will als Finno-Russen bezeichnet wissen. Der Gross-Russischen Sprache, obwohl zur herrschenden erhoben, aber stehe doch mit nichten ihre südliche Schwester nach. Ja diese sei zwar eine der vorigen seitlich verwandte, allein keineswegs von ihr als blosser Dialekt abgezweigte Sprache, und als solche gleichberechtigt und selbstständig für sich.

Bei vergleichender Zusammenhaltung beider übrigens richtet sich, wie anderwärts auch, Abels vorzügliche Aufmerksamkeit auf eine im Ganzen nur erst wenig berücksichtigte und doch zur Charakteristik des Volksgeistes in seiner Verschiedenheit unentbehrliche Seite der Sprachforschung. Er gelangt aber S. 55 zu dem gar beachtenswerthen Ergebniss: „Dem Slawen von Kiew war das Bulgarische [gemeint ist hiemit das alte Kirchenslawisch] nichts, als eine Variation seiner eigenen Muttersprache, zu leicht verständlich und zu vertraut, um neben der religiösen Lehre, die es ihm brachte, noch sein besonderes Interesse zu erregen. An den Finnen trat es heran, bekleidet mit der zweifachen Würde einer fremden, höher gebildeten Sprache und zugleich des Mediums, in dem ihm eine neue und erhabene Glaubenslehre eingeprägt ward. So enthält denn das Finno-Russische eine viel stärkere Beimischung des alten ekklesiastischen Dialektes, als das Slavo-Russische, oder um es nach seinen alten Hauptstädten zu benennen, als das Kiew-Novgoroder Idiom.“ — Ausser Besprechung der beiden Russischen Sprachen enthält aber die Schrift „Die Russischen Sprachbegriffe von Gentlemen und Noblemen“ sowie „Der Sprachbegriff der Freiheit im Russ., Engl., u. Lat.“, und gesellt

sich diesem als Anhang bei: „Laut- und Sinn-Verkehrung im Aegyptischen". Ein vom Vrf. viel besprochenes Thema. So in dess. „Sprachwissenschaftliche Abhl." Leipz. 1885: „Ueber den Gegensinn der Urwelt." S. 311—369 mit Belegen aus dem Aegyptischen, Indoeuropäischen Sprachen und dem Arabischen.

Von „Enantiosemien" ist auch sonst schon zum Oefteren in der Philologie die Rede gewesen. Man hat indess seit lange Worte wie Begriffe den Abschied gegeben, indem man sich nicht als für richtiges Verständniss möglich vorzustellen vermochte, dass z. B. „weiss" zugleich „schwarz" bedeuten könne. Nun sucht aber Abel dem „Gegensinn", wie er es nennt, nicht nur wieder zu Ehren zu verhelfen, sondern denselben sogar als eine Spracherscheinung von keineswegs spärlichem Vorkommen nachzuweisen.

Das erinnert mich an jene grosse Seltsamkeit, welche als unläugbar im Chinesischen vorliegt, dass völlig, höchstens mit Ausnahme der Betonung, gleichlautende Wörter, und das ist gar nicht selten der Fall, an einer wundersamen Vieldeutigkeit leiden. Solcher Art, dass dieselben sich schlechterdings nicht auf ein gleiches Etymon, als diejenige Einheit, rückführbar erweisen, worin der Zerfall in eine Sinnes-Vielheit seine letzte Erklärung zu

finden hätte. So hat die Lautverbindung tc'eu nahezu ein Dutzend der widerhaarigsten und begrifflich so gut wie unvereinbaren Bedeutungen, wie als Name einer Pferde-race, eines Fisches, einer Pflanze; Deichsel; kleiner Jagdpfeil; Flaum; Seidendecke; Wasserbecken; Geschwätzigheit; Flackern der Flamme. Woher aber sollen, derartigem Wirrwarre zum Trotz, Leser oder Hörer mit Sicherheit errathen, welcher Sinn bei solcherlei Homophonen der je zur Zeit gemeinte sei? Aus dem Redezusammenhange, wird man sagen. O gewiss, der wird oft, allein nicht immer genügen. Alsdann aber, an wen, und woran, in zweifelhaften Fällen, bei der stummen Schrift sich wenden? Hiefür hat dann Chinesischer Scharfsinn eine ausreichende Abhülfe gefunden. Die Schriftcharaktere nämlich bestehen aus zwei Bildern, von denen je das eine (das ideographische Element) als Begriffs- und das andere (das phonetische) als Lautzeichen dient. So ist nun das Bild für tc'eu, Schiff, das durchgängige Lautzeichen für jene 11 Sinnes-Verschiedenheiten sammt und sonders, und wird überein, nämlich eben tc'eu, — gesprochen. Um nun aber etwaigem Fehlgreifen in Betreff dieses bestimmten einen Sinnes unter den elfen von tc'eu vorzubeugen, welcher gerade im gegebenen Falle

verlangt wird, bedarf es des Zusatzes von einem, und zwar elfmal wechselnden zweiten Zeichen, der sich einem Wegweiser vergleichen liesse. Verdeutlichen wir uns das vorläufig in unserer Sprache. Wir gerathen wohl schwerlich in die Verlegenheit, die Wörter Thau und Tau oder der Thor und das Thor, einigermassen schon durch die Geschlechts-Verschiedenheit davor geschützt, im Gange der Rede zu verwechseln. Malten wir aber dem ersten Paare einmal einen Tropfen und das andere Mal ein Seil; und dem zweiten je Narr oder Pforte vor: da müsste doch sehr zerstreut sein, wer nicht sogleich begriffe, worum es sich handelt. Von dem Laute, den die vorgesetzten Wörter Tropfen u. s. w. ihrerseits auch besitzen, müsste freilich abgesehen werden, weil es hier ja lediglich auf ihren Sinn ankäme. Nicht anders in der Chinesischen Schrift. In ihr wird also auch z. B. die ganze obige Reihe von tc'eu herab diesem behufs Begriffbestimmung jedesmal ein anderes Bild hinzu gesetzt, dessen Lautwerth dabei ausser Acht bleibt. Also erhalten die ersten drei den Zusatz für Pferd (ma), Fisch ('iu) und Kraut (tshaò), woraus dann zur Genüge die Gattung erhellet, unter welche das gerade in Frage kommende tc'eu fallen soll. Nehmen wir noch die drei letzten Beispiele. Auch deren jedes-

maliger Sinn lässt sich doch in Folge Zusatzes eines Wasser, Rede, Feuer bedeutenden Wortes nicht gut verkennen. — Von solchen Homonyma weiss Abel für das Aegyptische ein Lied zu singen, indem er z. B. für áb, sage diese eine Lautverbindung (Sprachw. Abhh. S. 287.), 8 Bedeutungen: tanzen, Herz, Kalb, Mauer, fortgehen, verlangen, linke Hand und Figur zählt, von denen doch kaum eine (oder wäre das doch etwa bei den drei ersten denkbar?) als mit der anderen gemeinsamen Ursprungs fähig erschiene. Mit dieser Erscheinung aber im geradesten Gegensatz wird S. 288, 294 eben da der nicht minder bemerkenswerthe Fall hervorgehoben, dass es im Aegyptischen gar nicht selten eine Menge verschiedener Worte für ein- und denselben, oder ziemlich denselben Begriff giebt. So zählt der Vf. 38 nur zum Theil laut- oder stammverwandte Ausdrücke auf. In der Art, könnte ich hinzu fügen, besitzen die Indianer Nordamerika's z. B. für waschen gar verschiedene Ausdrücke je nach dem Objecte, was man wäscht.

Aber, wie beugt man in der gesprochenen Rede dem Irrthum vor? Da erfüllte Nebeneinanderstellung gewisser, einander aufklärender Wörter den nämlichen Zweck. Man sehe z. B. Endlicher Chin. Gramm. S. 170, wo für

taó und lú beiderseits, abermals nicht weniger als neun, weit auseinandergehende Bedeutungen aufgeführt werden. Nun aber treffen taó und lú bei sonst durchgreifender Abweichung in dem einen Sinne von „Weg" zusammen, und kann die synonyme Verbindung taó-lú unter allen Umständen nichts als Weg (Heerstrasse) bedeuten.

Es will mich übrigens, wie Andere desgleichen, nicht recht glaubhaft bedünken, als hätte irgend welche Menschensprache von vorn herein viele, ja massenweise, Homonyma dieser Art zugelassen. Vielmehr ist gewiss die Mehrzahl von ihnen, wie neuerdings vom Chinesischen durch Befragung der Mundarten klar geworden, und sich in neueren Sprachen, z. B. beim Frz. son (suus), son (sonus), aber auch, wie im Spanischen son, Kleie, oft ohne Schwierigkeit darthun lässt, erst im Laufe der Zeit durch Abschleifen oder durch sonstige Umgestaltung — dazu geworden. Freilich aus einer gewissen Unachtsamkeit und leiblichen wie geistigen Trägheit.

Was versteht nun aber unser Sprachgelehrter unter „Gegensinn"? Hierüber können uns schon ein paar, von ihm selbst aufgeführte Beispiele aufklären aus Sprachen, die allgemeiner bekannt sind als Koptisch. So denn nennt er an der Spitze Lat. altus „tief" wie „hoch". Hiergegen

liesse alsbald sich einwenden: an und für sich bedeute altus keins von beiden. Vielmehr als Gesammtsinn umfasse es die Richtung einer langen Vertikal-Linie, welche, durch einen Centralpunkt unterbrochen, je nach zeitweiliger Anwendung bald für ein Auf- und andere Male auch für ein Niederwärts, mithin bloss nach einer Seite hin, fortgeführt gelte. Dass hierfür andere Sprachen zweier, einander im Sinne entgegengesetzter Ausdrücke bedürfen, verschlägt hiebei im Grunde nur wenig. Selbst dass in alto mari, wie von uns „auf hoher See", gesagt wird, kann füglich nicht befremden, obschon es sich in diesem Falle doch um eine liegende Linie, nämlich vom Ufer aus weithin in die offene See, handelt. — Wie verhält es sich aber weiter etwa mit sursum, welches, seiner Herkunft aus sub, unten, ins Gesicht hinein, gleichwohl die umgekehrte Richtung eines Aufwärts anzeigt? Man erinnere sich, es sei in suffero (Frz. souffrir) oder, mit sus- st. sub-s, in sus-tuli, sus-tineo u. s. w. die Präposition im Sinne eines „von unten" gedacht, und — das Räthsel ist gelöst. Man stellt sich unter eine Last, um sie mehr in der Höhe zu tragen.

Es begreift sich ferner unschwer, wenn einmal hier oder dort valêtudo, im Grunde jedoch bloss scheinbar,

für Unwohlsein Platz greift. Oder etwa nicht, in Verbindungen wie: Excusatione te uti valetudinis. Valetudine oculorum impediebatur? Augenscheinlich hat das Wort in diesen Fällen doch nur ganz im Allgemeinen den Sinn des, allerdings mangelhaften, Gesundheit-Zustandes. — Ebenso doppelseitig verhält sich Frz. revanche, Wiedervergeltung, je nachdem es die von etwas Schlimmem, oder auch von etwas Gutem vorstellt. In vindex aber hat man ein Comp., nicht nach Weise von vendere, vielmehr wie judex, index, anzuerkennen, und zwar der Art, dass der Nasal etwa vom Acc. vim herrührt, oder vi mit index sich verband. Der vindex sagt an und zeigt demjenigen Gewalt, welcher ihm ein Eigenthumsrecht bestreiten will. — Zufolge Abel Russ. Spr. S. 80 steht blagi in Grossruss. Literaturspr. nur für „gut", im Volke dagegen auch, und zwar vorzugsweise, für „schlecht", was dann aus dem Zusammenhange erkannt werden muss. Mit dem Ausrufe „Lóschad blagája" will der Bauer sagen: „Das ist eine erbärmliche alte Mähre!" und „Blagói tschelowék!" ist in seinem Munde so viel als „das ist ein sehr böser Kerl!" Ich möchte nicht behaupten, es geschehe dies in geheimem Grolle gegen den Adelstand, blagoródïe: jedenfalls ist es spöttisch gemeint

etwa wie bei uns: „Das ist mir eine saubere Geschichte!“ Oder: „Ein schöner Kerl der, welcher so was verüben konnte!“ — Bei ähnlichen Beispielen des Vfs. könnte ich ihm nicht immer ohne einigen Rückhalt zustimmen. Da sollen ferner Altsächsisch bat, gut (vielmehr comparativisch: besser, s. Grimm WB. I. 1153.), und Engl. bad, schlecht, auf demselben Stamme gewachsen sein. Nicht minder unser bass und bös, denen auch Engl. to boot, nützen, Goth. botan gleichen Ursprungs mit batiza, besser, und busze (Goth. bôta Nutzen) beigefügt werden. Nur schade, dass, während alle jene, auf Gutes bezügliche Wörter (selbst Busse als Sühne, für eine Schuld, weil ein Wieder-Gutmachen) unzweifelhaft mit Skr. bhadra, erfreulich, löblich; gut, als Neutr. „Glück, Heil, Gutes,“ nach Begriff wie Laut einträchtig zusammengehen, — mit ihnen die etymologisch dunkeln Wörter bös (Grimm WB. II. 248) und Engl bad (Müller, Engl. Etym. WB.), in der einen Beziehung so gut als in der anderen, ja lautlich selbst unter sich, schlechthin unvereinbar erscheinen. Dass es sich damit so verhalte in Betreff der, für die historische Zeit ermittelten Lautgesetze, wogegen jene Wörter, und andere unter den, von Abel herangezogenen, arg verstiessen, braucht ihm nicht gesagt zu

werden. Er weiss es selbst. Da er jedoch mit der Mehrzahl der Aegyptologen des Glaubens lebt, Indogermanen, Semiten und Aegypter hätten in vorgeschichtlicher Urzeit noch ein einheitliches Volk mit gemeinsamer Rede gebildet, wird eine Entschuldigung hierfür darin gefunden, dass eben diese für jene Zeit noch in keinerlei Weise sei gebunden gewesen an die, erst mit und nach der Trennung hervorgetretenen nachmaligen Gesetze des Lautes. Zwei Voraussetzungen, zu deren unbedingter Annahme, der einen wie der anderen, beim besten Willen ich mich unschwer verstände: die bisherigen, zu ihrem Erweise gemachten Anläufe, auch die des Vfs. nicht ausgeschlossen, bedünken mich für den angestrebten Zweck nicht überzeugungs-kräftig genug. Ich bin hiezu vielleicht ein zu sehr eingefleischter Indogermanist.

Jenen sog. Gegensinn anlangend aber müssen wir uns ferner beständig vor Augen halten: derselbe sei in dem nämlichen, d. h. seiten des Etymons völlig gleichen, Wortgebilde nach strenger Wahrheit nie vorhanden. Ja noch mehr: ich möchte einem Worte, oder einer Wortform, von vorn herein nur, sage nur einen „Sinn“ zugestehen, welcher indess gleich dem einheitlichen Lichte, das vermittelst prismatischer Brechung auf das Auge

mehrfarbig wirkt, je nach der Anwendung in eine Vielheit von „Bedeutungen“ (so unterscheide ich) zerfahren mag. — Der Gebrauch nach Zeit, Ort, Stand, Stil u. dgl. mag einen solchen Wechsel herbeiführen, der jedoch an letzter Stelle immer in dem, oft verdunkelten, ja ganz vergessenen, einheitlichen Ursinne wurzelt. So zerlegte sich Ital. pietà, je nach Sinnesverschiedenheit, bei den Franzosen in zwei Formen, in das, wohl der Kirchlichkeit zu Liebe dem Lat. pietas näher verbliebene pieté, Gottesverehrung, Frömmigkeit, und das volksmässigere pieté für Mitleid, als Ausfluss christlicher Gesinnung. — Andere Male, selbst bei gar nicht oder wenig veränderter Form, ist lediglich der jedesmalige Redezusammenhang, worin das fragliche Wort vorkommt, als seinerseits mitbedeutsam, dafür verantwortlich, wenn dasselbe, auch wo es dem übereinkunftlichen Sprachgebrauche nicht untreu wird, hier, und dann wieder dort, die, anscheinend abenteuerlichsten und querköpfigsten Sprünge macht. So muss sich die gar nicht selten bunte Mannichfaltigkeit von Bedeutungen eines Wortes zumal demjenigen vorstellen, welcher diese nur aus dem Lexikon kennen lernt. Ich meine ein solches Wörterbuch, welches die Bedeutungen ohne eine, sich

aus ihrer Entwickelung ergebende Ordnung, mehr auf gut Glück hin, an einander reiht, und für Belege ihrer besonderen Gebrauchsweisen keinen Raum hat.

Suchen wir es uns jetzt weiter an einigen Beispielen klar zu machen, wie es mit einem, diesem oder jenem Worte von Abel untergelegten Gegensinne aussieht. Ich übergehe solche, die Abel unmöglich selbst aufrecht erhalten kann, wie Lat. clamare und clam. Das m ist in beiden bloss umbildender Zusatz, hier als accusativer der Flexion, ersterenfalls der Wortbildung geltend. Clam und calim als zu Adverbien erstarrte Casus gehören zu celare, occulere, unserem hehlen und verhüllen. Wie sollte sich damit clamare irgendwie reimen, das, aus *καλεῖν* abgeleitet, sich als Hall und Schall höchstens mit einer clara vox und hellen Stimme vertrüge? — Nehmen wir nun einmal wider und wieder. Dass wir sie in der Schrift unterscheiden, ist eine nützliche Aushülfe zu sofortiger Richtschnur für das Verständniss. Ihre Anwendung ist eine verschiedene, ja; ob aber auch darum ihr eigentlicher, im Etymon begründeter „Sinn“, ein verschiedener, bezweifle ich. Goth. vi-thra, dem sie entsprechen, drückt, meist mit Accussativ, den Begriff des Entgegen, zunächst örtlich, (gegenüber, in Angesicht,

vor), dann aber auch, durch Uebertragung, gleichfalls ein gegen aus, das aber nicht bloss, wie jetzt unser wider, feindlich, sondern auch freundlich gemeint sein kann. Vithra ist nach Weise von Lat. contra; intra, extra eine Art comparative Herleitung, und zwar aus der Skr. Präp. vi-, welche, vermöge ihres Zusammenhanges mit der Zweizahl dvis, Lat. bis, gar erklärlich ein Auseinander bezeichnet, und als vi-taram mit Comparativ-Suffix gerade wie unser, begrifflich stimmendes weit-er (ferner, mehr ins Weite hinein), von Raum und Zeit in Gebrauch ist. In unserem Wider nun wird je nach den Umständen bald ein Hin, also ein von hier weg, bald umgekehrt ein Her, vorgestellt. Jenes in: Anstürmen wider den Feind, Widerspruch, widerrechtlich; allein, weht nicht der widrige Wind, freilich von entgegengesetzter Seite auch, nach dem Seefahrer her, ihm in's Gesicht hinein? Ein Wider einander im gegenseitigen Kampfe ferner besteht in einem reciproken Verhältniss des Herüber und Hinüber; oder was das Lateinische Wort besagt, eines Rück- und Vorwärts (reque proque). Wenn aber von Wider ursprünglich ein Auseinander besagt wird, wie kommt es, dass Verwendung von contra der Römer, worin doch ein unläugbares Zusammen enthalten ist, dessen ungeachtet

mehrfach mit jenem so ziemlich auf eins hinausläuft? Giebt es denn aber nicht auch ein feindliches Zusammenstossen, ein rencontre, wie desgleichen Begegnungen aller Art? Gewiss: man befindet sich mit dem Feinde im Kampfe, obschon das selbstverständlich ein weitaus anderes Mit ist als das gesellschaftliche mitkämpfender Genossen. Der Unterschied zwischen contra und wider besteht übrigens darin, dass jenes eine gewisse Vereinigung nach dem Getrenntsein, letzteres dagegen die Trennung als zweites setzt und hervorhebt. Kein Wunder sodann, wie auf den ersten Blick seltsam und befremdend immer, der Fall, dass Engl. neben wither herlaufendes with den Begriffswerth des Deutschen, sicherlich jedoch damit nicht verwandten mit besitzt. Der muss sich aber, wie des Näheren aus Müller's Etym. Wörbuch der Engl. Spr. zu ersehen, aus Angels. widh, contra, juxta, circa, entwickelt haben. Die Zwietracht bildet zur Eintracht, gleich der discordia zur concordia, den Gegensatz, wie liesse sich das bestreiten? Wir haben aber bereits ihres gemeinsamen Berührungspunktes gedacht; und doch liegt gewisslich auch bei dem Mit, Lat. una cum (und dies wohl gar Acc. n. aus Skr. eka, einer?), das Aufheben einer vorhergehend gedachten Zweiheit, wenn man dies

Wort nicht missverstehen will, vor. Daher denn auch die Möglichkeit jener, nicht Sinnes-, doch Gebrauchs-Verkehrung von vidh zu with. Wird aber durch without, ohne, seinerseits wieder das Mit im with aufgehoben, so ist das durch out, als gls. „ein Heraus aus dem Mit", zu vollster Genüge angezeigt, und kommt es so ziemlich mit dem Franz. séparer la tête d'avec (von mit) le (freilich auch bloss du) corps auf eins heraus. Vgl. auch köpfen, trotzdem als ent-haupten, lat. decollare, wobei es an Kopf und Kragen (vormals f. Hals) geht. Auffälliger noch erschiene, dass sich im Lat. cum mit dem Ablativ verbindet, einem Casus, der doch, sonst als Woher, und deshalb auch hinter sine (dies eig. „für sich", aus se), in Gebrauch, hiezu gar wenig geeignet aussieht. Unterscheiden wir im Deutschen deshalb mit mir von ohne mich, wie der Grieche σὺν θεῷ von ἄνευ θεοῦ, so geschieht das in Folge sehr wohl empfundener Berechtigung, hiebei einen Unterschied zu machen. War aber das Gefühl des Römers gegen diesen (freilich auch Griech. μετά τινος, mit Gen.) so stumpf, dass es dessen Hervorhebung auch noch bei der Rection vollkommen überflüssig fand? Nicht so ganz, sollte ich meinen. Pater et filia bleiben getrennte Zwei, selbst wenn auch das

jedem einzeln zukommende Prädikat (profectus est, profecta est, in „profecti sunt“ einheitlich zusammen gefasst wird. Sage ich aber pater cum filia, oder umgekehrt filia cum patre: da wird eine gleichsam von der Tochter oder von dem Vater ausgehende Heranziehung zu einer gewissen Gemeinsamkeit mittelst des Ablatives angedeutet. Und warum nicht? Sagt der Lateiner z. B. auch X. a meo latere, etwa stehen, so ist zwar sachlich und objectiv die Sinnes-Meinung mit deutschem X. an meiner (mir zur) Seite die gleiche, der Ausdruck aber dafür geradewegs der entgegengesetzte. Ohne allen Schaden indess für das Verständniss innerhalb der Sprachgrenze hüben oder drüben. Der Lateiner zieht von meiner Seite aus eine Linie zu der des Begleiters, also hinwärts, während der Deutsche eine solche „von jenem zu mir her.“ Wer von beiden ist nun hiermit im Rechte oder Unrechte? Die subjective Auffassung abseiten des einen wie des andern befindet sich in entschiedenem Gegensatz; hat aber jemand den Muth, den einen von den Zweien eines unstatthaften Verfahrens zu bezichtigen? — Doch, wir haben auch noch in Betreff des wieder Rede zu stehen. Spreche ich von Wiederkehr, z. B. ins Vaterhaus, so schliesst das auch ein räumliches Wider,

nämlich nach dem Weggange ein Zurück dem früheren Ausgangs-Punkte wieder zu, mit ein. In zeitlich verstandener Wiederholung aber — selbst davon Absehen genommen, dass sie, und zwar in Einverständniss mit dem oben für unsere Präposition angegebenen Ursprunge, mindestens ein *δεύτερον*, ein Nachher hinter einem Ersten, zur nothwendigen Voraussetzung hat — ist doch auch eine Rückkehr wieder zu einem, wo nicht durch etwas Anderes, doch durch einen leeren Zeitraum Unterbrochenen ohne Frage mit enthalten.

Machen wir den Beschluss mit einem Wortpaare, das, wenn auf Wirklichkeit beruhend, eins der stärksten Beispiele von Gegensinn abgeben würde, in so fern als es die sachlich einander so schroff feindlich gegenüber stehenden Farben-Enden Weiss und Schwarz doch wieder sprachlich zu einer Art Einheit verknüpfte. Den Versuch zu solchem Nachweise hat nun Abel in der That gewagt. Nämlich unter Vorführung von Ags. blaek, Engl. black (schwarz), aber blak, bleich, und dann auch wieder Ags. blican (funkeln), aber bleac (bleich), sowie Altn. blakki, Glanz, gegen E. blackness. Dabei mich nur nimmt Wunder, warum, wenn auch unter Ausschluss von nix und niger, nicht auch unser blank (natürlich durch Ablaut aus

blinken), woher, im Sinne von schneeweiss, Frz. blanc, It. bianco u. s. w., herangezogen worden. Sollte nun aber in diese Wörtergruppe, deren Glieder sich doch sonst von Seiten des Begriffes leidlich vertragen, als alleiniger Störenfried, so wie der Wolf in eine Schafheerde, die Schwärze, und eben um des Gegensatzes willen, eingeschlichen sein? Wie mich bedünken will, nur unter einer Voraussetzung glaubhaft. Nämlich unter der nicht so ganz unglaubhaften, Engl. black habe seinen Ursprung der Brandfarbe verkohlten Holzes zu verdanken. Brennen und Leuchten gehen ja schwesterlich Hand in Hand. Ausserdem macht Lat. adustus (von der Sonne verbrannt) auch für fus-cus und fur-vus Ursprung aus uro mit einer Präp., wie in b-ustum, und zwar Skr. abhi, bei, an, in hohem Grade wahrscheinlich. Vgl. Skr. abhyusha, nur wenig geröstetes Korn. Ueber die hier in Frage kommenden Sprachwurzeln aber findet man Ausführlicheres in meinem Wurzel-Wörterb. III. Nr. 1235 ff. Hievon seien nur ein paar der massgebendsten erwähnt. So denn Skr. bhrajj. (j. Engl.), rösten, braten, und, die anders vokalisirten Nebenformen frîgo und φρύγω. Dagegen mit gesteigertem Vokal S. bhrâg, glühen, strahlen, funkeln, schimmern, glänzen, wozu auch Pracht und prangen sich stellen. Allein

vermuthlich desgleichen in engerem Kreise flagro, flam-ma, und fulgeo, wie φλέγω, φλόξ, da Milderung von *r* zu *l* gar keinen, und auch die Abweichung in den Vokalen keinen allzu grossen Anstoss erregt. Das palatale *j* im Skr. aber ist, weiss jeder, aus älterem *g* hervorgegangen. Schwieriger wegen dessen Grundlautes *î* würde ich mich rücksichtlich Ags. blîcan, glänzen, blitzen, nebst E. bleak, Holl. bleek bleich, blass, aber auch: Dat blykt (zeigt sich) zoo klaar als de dag; ausserdem Ahd. blich. Blick, Blitz, verhalten.

Es giebt nämlich auch innerhalb der Grenzen eines nahe verwandten Sprachgebietes oft gar nicht so sparsame Wörter, welche bei innigster Berührung im Begriff dem Laien scheinen auf ein und dieselbe Sprachwurzel rückführbar; und doch verbieten das streng eingehaltene Lautgesetze. In den Sprachen finden sich Wurzelgebilde, welche eben als bloss in schwesterlichem Daneben zu einander stehend zu schaffen dem Sprachgenius beliebte. Dergleichen Wurzelvariationen, wie man sie füglich nennen kann, aber haben zum Zweck dem in gewisser Hinsicht wesentlich gleichen Begriffe vielfach willkommene besondere Färbungen und Wendungen abzugewinnen. Hiezu genügt zuweilen schon einzig Tonwechsel. So bezeich-

net im Chinesischen lai mit dem sog. gleichen Tone „kommen“, allein mit dem fortschreitenden lai s. v. a. „einführen, einladen“, mithin causativ „kommen machen“.

Dann aber maì-maí, eig., „kaufen-verkaufen“, d. i. Handel treiben, wo das Deutsche den Unterschied durch Vorheften einer Präposition an einem der entgegengesetzten Enden der Handlung bemerklich macht, während das Latein zweier grundverschiedener Verba hiefür bedurfte. Vgl. übrigens auch „Handel und Wandel“. Andere Male besteht die Abänderung, sei es in der eines blossen Vokales oder eines jedoch, meistens verwandten Consonanten; nur eines, woneben freilich auch vorkommt, dass die Abwechselung, wo nicht durch einen neuen Zusatz, durch Verdoppelung oder gar durch Zusammenschweissen zweier Wurzelelemente, dann wenigstens an einer Mehrheit von Buchstaben vollzogen wird.

Verhalten sich nicht in dieser Weise zu einander, so frage ich? theils ohne Zischer: *γράφω*, eig. graben eingraben, die damit gleich, und dann schreiben. Ferner, aber mit *λ*: *γλάφω*, aushöhlen, aus Stein oder Holz schnitzen, und daher *γλαφυρός*, hohl, allein auch geglättet, polirt, weshalb sich auch wohl Lat. glaber unbehaart,

glatt, hohl, ihm anschliessen möchte. Folgt mit anderen Vokalen variirt, *γλύφω*, wovon doch auch glubo, abschälen, nicht zu fern abliegt. Hiezu ferner Formen im Anlaut mit *s*, das seiner Härte wegen nur *c*, nicht *g*, hinter sich duldet. Voran scalpo und sculpo mit *σκολίπτω*. — Dann, jedoch hinten behaucht, *σκάριφος*, Griffel, woher *σκαρῖφάομαι*, welches, vermöge des vokalischen Gegensatzes zwischen *a* und *i*, scharren und Lat. scrībo, so zu sagen, als Zwillinge in seinem Schoosse trägt. Vgl. das zwar getrennte Paar wischen und waschen, welches, auch selbst des lautsymbolischen Unterschiedes ungeachtet, sich innerlich zusammengehörend fühlt. Aehnlich Mischmasch, Wirrwarr und Zickzack als Doppelung zusammengekoppelt, so jedoch, dass in den ersten beiden nur das erste Glied, im letztgenannten bloss das hintere schon für sich einen Sinn hat. Uebrigens zeigt sich auch hierin der Ablaut viel benutzt als Mittel zu begrifflicher Differenzierung; nicht bloss temporaler, wie, in binde, band, gebunden, sondern auch derivativer, wie in: die binde, das band, der bund. — Aber auch *γρομφάς*, scrōfa dürfte als erdaufschürfende Wühlerin nicht ausgeschlossen sein. Und dürfen scrobis, Grube, sowie Mhd. schurf Graben, nicht fehlen. — Hiemit ist der ver-

wandtschaftliche Kreis jedoch noch nicht ganz abgeschlossen; oder man müsste einer anderen Wortreihe, die freilich einer Liquida entbehrt, aus diesem Grunde den Eintritt in denselben versagen. Der End-Consonant ist aber entweder *π* oder *φ*, Lat. *b*. *Σκάπτω* und daher *σκαπάνη* Werkzeug zum Graben, oder das Graben selbst. *Σκάπετος* das Gegrabene, Graben, Grab, Grube; allein auch ohne Zischer *κάπετος*, und mit der Variante *σκάφετος*. *Σκάφος* das Graben, allein auch von ausgehöhlten Gegenständen, wie Gefässe, Nachen u. s. w. *Σκαφώρη*, *καφώρη* die (sich eingrabende) Füchsin. — Im Latein mit anderer, unserem schaben entsprechender Wendung scabo, woher scabies als Glosse für Ahd. scorf, Schorf. Scaber, rauh, schäbig, gegen glaber. Scobis, was beim Schaben abfällt, Feilspähne.

Solcherlei Wurzelvariationen hat nun Abel aus den drei Sprachfamilien, Indogermanisch, Semitisch und vor Allem Aegyptisch mit emsigem Fleisse in Menge beigebracht, verlegt deren Entstehen aber jenseit der Trennung obiger Dreizahl in eine vorweltliche Zeit, worin noch, gemäss seiner und Anderer, mir leider noch fraglichen Meinung, für sie Ureinheit bestanden hätte.

Lassen wir das aber, und werfen wir nunmehr noch einen

flüchtigen Blick auf Abel's „Beispiele Aegyptischen Gegensinnes", wovon er nicht weniger als „Einhundert", das übrigens auch nur als blosse Probe, vor nicht langer Zeit auf einem besonderen Folio-Blatt hat drucken lassen. Zweischneidigkeit des Begriffes, selbst nach Umständen die schroffste, dennoch in eine Worteinheit zusammengefasst, ist nicht nur möglich, sondern kommt auch, worauf mit ernstem Bedacht hingewiesen zu haben, Abels unschätzbares Verdienst bleibt, obschon wohl minder oft, als er annimmt, doch keineswegs selten vor. So bedeutet z. B. finis das zeitliche wie raümliche Ende; allein mit dem Ende beginnt auch wieder ein Anfang, wie desgleichen kein Anfang denkbar ist ohne den Schlusspunkt eines andern Daneben oder Vorher. Und so bilden auch die Grenzen, fines, unvermeidlich ein Drüben und Hüben. Nun beruft sich Abel auf ein Wort aus der Logik des Schotten Bain, wonach: The essential relativity in all knowledge, thought or consciousness cannot but show itself in language, derart dass man dunkel oder hell, keines von beiden schlechthin für sich, sondern nur in ihrem gleichzeitigen Widerspiel sich vorzustellen vermöge. Und gelangt, hierauf gestützt, zu dem Schlussworte: „Das Aegyptische enthüllt somit das grundlegende Denkgesetz der Urzeit, und sein

Studium wird ein Mittel zur Erkenntniss der Geschichte der menschlichen Vernunft.“ Mehr oder minder, das sei von mir hinzugefügt, ist das Nämliche mit jeder ernstlichen Forschung der Fall, welcher in die gedanklichen Tiefen irgend welcher Sprache, das heisst auch, in die von letzterer zum Zweck von Aufschliessen menschlichen Innerens gewählten Mittel erfolgreich einzudringen gelingt.

Wie aber wollen wir uns, dieser Frage lässt sich nicht ausweichen, eine Verständigung zwischen Sprecher und Hörer denken? sobald, was doch auf jeden Schritt und Tritt eine unangenehme Hemmung, ja sich vielleicht schwer rächende Missverständnisse zur Folge haben müsste, sobald, sage ich, Wörter, und vielleicht selbst in gehäufter Weise, zur Anwendung kommen, bei deren „Gegensinn“ der Hörer fortwährend müsste sich rathlos fühlen. Ist, gegebenen Falles, Dieses gemeint, oder — unglückseliger Weise, wo es sich doch nicht um absichtliche Ironie handelt, — sein Gegentheil? Zur Vermeidung solcher Missstände muss es doch ihnen abhelfende Mittel geben, deren es, der Strenge nach, freilich nur da bedürfte, wo das Wort bei entgegengesetztem Sinne doch lautlich in keiner Weise auch nur den leisesten Unterschied zeigte. Eine begleitende Geberde fiele ja auch weg, wo die Um-

stände fehlten, sich bemerklich zu machen. So wären ferner Determinative, wie sie in der Hieroglyphen- oder in der Chinesischen Schrift den Lautcharaktern pflegen als sinnbestimmende Zugabe beigefügt zu werden, für die gesprochene Rede kein schickliches Mittel. Dem Aegypter galt der Sperling, als Getreidedieb, für ein böses Thier, und diente ihm um desswillen häufig dessen Bild zu Mitbezeichnung von allerhand Uebelem. Da begegnet uns also im Abel'schen Verzeichnisse ein sonst vollkommen überein geschriebenes tüa, welches das eine Mal, im Sinne von adorare einen Beter mit erhobenen Händen neben sich hat, während ihm, wo in umgekehrter Richtung detestabilis, jener schlimme Geselle, der Sperling, zur Seite steht. Letzteres ist auch bei un, deesse, der Fall, während dasselbe un für esse ohne Abzeichen blieb. — Nem, adire, macht sich durch zwei von rechts nach links schreitende Füsse kenntlich, wogegen bei redire die Schritte nach rechts weisen. — Auch begreift sich sofort der Unterschied zwischen qen fortis und debilis durch Beigabe eines aufrecht stehenden Kriegers mit erhobenem Schwert dort, aber eines hinfällig Knieenden mit gesenkten Armen hier. —

Nexex, Knabe erhält als Zusatz das Bild eines Kin-

des; gegentheils, für Greis ein solches von einem, am Stabe daher schreitenden Manne. — Verständlich genug dies Alles. Wie aber, wo das lebendige Wort wenigstens über der Art Krücken nicht verfügen kann. Das käme ja fast so heraus, als würde einem nach dem Wege *rechts* oder *links*? fragenden der Bescheid mit einem Worte, das unterschiedlos beides besagte, — ohne Begleitung des darüber belehrenden Handausstreckens. Dieses genügte sonst ja, auch ohne Wort, schon allein. — Ein anderes Beispiel. „*Alt*" ist auch bei uns ein, je nach der Altersstufe gar vieldeutiges Wort, noch abgesehen von der Möglichkeit seines Bezuges auf Sachliches. Wir sagen also mit gleichem Recht etwa, „ein Jahr", wie „achtzig" alt. Sprechen wir aber von einem „Alten", da könnte die Meinung dabei doch nur auf einen, bereits im Alter Vorgerückten gehen; allein gewiss nicht auf einen Knaben, und wäre es auch schon ein älterer, es müsste denn einmal im Scherz sein. Da wäre denn bei *nexex* die Entscheidung zu Gunsten der einen von den beiden Möglichkeiten etwa allein aus dem Rede-Zusammenhang zu erwarten. Spräche man also, vielleicht von jemand der „*schon* nexex" sei, da wäre einer gemeint, der als adultus kein Jüngling mehr ist, während „*erst* nexex"

auf einen zielte, der als adolescentior noch nicht gar viele Jahre hinter sich hat. Anders, wenn demselben nex, Knabe, wenn auch nur durch *t* davon unterschieden, nex-t, Riese, gegenübersteht. Angenommen, was ich jedoch nicht entfernt beweisen kann, worauf indess möglicher Weise Kopt. Wörter für „gross", wie Memph. naa, Baschm. naj (*j*, wie im Frz.) u. s. w. hindeuten könnten, es liege hier erwähnten Wörtern der Begriff des Wachsens zum Grunde: da könnte aus diesem der Gebrauch für einen, erst noch im Wachsen begriffenen, oder einen schon längst erwachsenen, und somit (das Wort recht prägnant gedacht) nicht an Jahren gar zu alten, und zuletzt für einen sehr hoch gewachsenen Menschen sich zur Noth entwickelt haben.

Im Latein gebraucht man urere nicht bloss vom Brennen, sondern es wird auch ohne Anstand frigore uri gesagt. Da die Kälte ein ähnliches Gefühl, wie die Sonnengluth, hervorbringt, welch Wunder, dass dem auch altäg. kep, urere, Memph. kaib und Sach. kaef frigidus, freundlichst entgegenkommen. Abel's Verz. enthält aber innerhalb des Koptischen selbst ausserdem nicht nur M. jof (j. Engl.), urere, aber mit anderem Vokal M. jaf, S. jab Abel, Einl. in das Wurzelwb. S. 55. 56. 72. Auch S. haj, febris, wogegen M. hoj, frigidus.

Aus dieserlei Auseinandersetzungen geht hoffentlich hervor, die Sprache verfahre auch selbst bei derlei wirklichen, oder nur scheinbaren, Gegensätzen nichts weniger als mit abenteuerlicher Willkür. Das nicht geringe Verdienst aber, auf derlei „Gegensinn“ nicht bloss die Aufmerksamkeit überhaupt, wo nicht schlechthin zuerst, doch mit vollem Nachdruck, gelenkt, sondern auch in grossem Umfange als wirklich vorhanden erwiesen zu haben, bleibe Herrn Abel als ein nicht geringes unter allen Umständen ungeschmälert, wenn auch manches Beispiel sich nicht als stichhaltig herausstellen sollte.

Es wird jedoch zu einem grossen Theile späterer Sprachforschung als noch ungelöste Aufgabe die Pflicht obliegen, diesen schwer ins Gewicht fallenden Theil der Semasiologie, welche bisher im Ganzen noch ziemlich unangebaut und brach lag, so weit mit Sicherheit thunlich, ausser Zweifel zu stellen, und nach allen Seiten hin fest zu begründen. Vielleicht legt Abel, als, ausser den Aegyptiaca noch in mehr Sprachen vielbewandert, bei Entzifferung von solcherlei Räthseln noch ferner mit hülfreiche Hand an. Nur geschehe dies Alles ohne ein gewisses Vorurtheil, das jeglicher Willkür, auch der kühnsten, Thür und Thor öffnen müsste, als sei in einer,

für uns armen Forscher so gut wie verschlossenen Urzeit der Sprachen Alles, auch das wildeste Durcheinander, möglich gewesen. Vor gar vielen der von Abel, ohne nähere Erklärung hingestellten Beispiele stehen wir zur Zeit wie stumm und, mit vielleicht zu grosser Skepsis, rathlos. Das nackte Factum solcher, scheinbar zum Extrem unverträglicher Widerspiele, die sich eher fliehen als suchen sollten, — angenommen auch, es löse sich nicht, bei schärferem Hinsehen, in eitel Lug und Trug auf, — reicht doch nicht ohne Weiteres hin, den nicht allzu Raschgläubigen sofort gefangen zu nehmen. Diesen verlangt nach Gründen, unabweisbaren Gründen, welche sich für jeden Einzelfall aus Etymologie, aus Redezusammenhang, oder, woraus immer sonst, d. h. zugleich, lautlich wie begrifflich nicht gesetzlos, ergeben müssten. Durch sie dann wäre ein Aufschluss zu erstreben, der uns die Möglichkeit von solcherlei Gebrauchsweisen verständlicher machte. Versuchen wir es hier noch einmal, uns den Fall durch ein paar Beispiele zu verdeutlichen. Daniel Sanders, der bekannte Vf. eines Deutschen Wörterbuches, bespricht in Zolling's Gegenwart 1886 S. 56 Folg. „Carl Abel's (1886 ersch.) sprachwissenschaftliche Abhandlungen". Derselbe bringt

aber zu der, von Abel angezogenen Logik Bain's ein willkommenes Gegenstück aus der Hegel'schen Logik bei, worin der deutsche Philosoph sich mit Bezug auf die zwei Bestimmungen des Aufhebens dahin äussert: „Auffallend müsste es hierbei sein, dass eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das speculative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine speculative Bedeutung an ihnen selbst haben; die Sprache hat mehrere dergleichen". Es möchte diesfall, aber dem Logiker passirt sein, dass er hierbei hinter dem Worte aufheben mehr und tieferes sucht, als in Wahrheit dahinter steckt. Uneingedenk des Umstandes, wie alle auf Geistiges bezügliche Ausdrücke: Vernunft, Verstand, ja die Speculation selbst als eigentlich Umschau von einer Warte u. s. w., von vorn herein sinnlichen Vorgängen entnommen seien, darauf erst, und zwar allerdings oftmals mit unwillkürlichem und dabei doch überraschendstem Scharfsinn, auf Uebersinnliches übertragen. „Aufheben" sagt er, „hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, dass es so viel als aufbewahren, erhalten bedeutet und zugleich s. v. a. aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbe-

wahren selbst schliesst schon das Negative in sich, dass Etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem, den äusserlichen Einwirkungen offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten. — So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nun seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht vernichtet ist.“ Die Sache verhält sich einfach so: aufheben im Sinne von aufbewahren schreibt sich daher, dass man am Boden Liegendes, wohl gar als werthlos Weggeworfenes wieder aufhebt und, als über kurz oder lang verwendbar, behält. Anders beim Aufheben, etwa einer Belagerung, eines Verbotes, der Leibeigenschaft u. dgl. m. Bei dieserlei Aufheben mit freilich ja verneinlichem Charakter handelt es sich dagegen um ein Aufheben auch, jedoch, meines Erachtens, nach dem Vorbilde jemandes, der etwas auf die Schulter nimmt zum Behufe des Wegtragens, so dass es — den Blicken entschwindet. Schwieriger könnte aufhören erscheinen; und dennoch geht es auch gewiss mit ihm sehr natürlich zu. Man beobachte doch nur einen Arbeiter, der angeredet wird. In der Regel doch lässt er, um achtsam auf die Rede des Sprechenden zu hören und dessen etwaige Befehle zu vernehmen, — sei es auch nur einen kurzen Augenblick, die Arbeit

ruhen. Warum sollte sich aber der Sinn des Wortes nicht auch allmählich auf längere Unterbrechung einer Arbeit oder von Anderweitigem, vielleicht auf Nimmer-Wiederkehr, ausgedehnt und so erweitert haben? —

Immer nun kommt bei derartiger Vieldeutigkeit die erklärlicher Weise auch nicht fehlende Mannigfaltigkeit in den Bezügen mit in Frage. Sagen wir: eine, übrigens durchaus nicht ausschliesslich in einem feindlichen Dawider, sondern um vieles häufiger in einem sich geistig anziehenden Daneben bestehende Vielbezüglichkeit. Oder etwa nicht, wenn ich z. B. einmal sage: Nach seinem Fort- (nämlich Weg-) Gange hat das Geschäft keinen rechten (fördersamst sich fortsetzenden) Fortgang mehr, befindet sich vielmehr im „Rückgange", (also gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin)? Und dann wieder, wenn wir im Latein an Stelle von „Fortgang" im zweiten Sinne nach anderem Bilde zwar einen, auch vom Gehen hergenommenen Worte begegnen, in welchem der Zusatz von sub (also: unter) jedoch selbstverständlich nicht auf dem gleichen Grunde beruht? Aus der Vorstellung des Unterstützens, des Unterdiearmegreifens u. s. w. entwickelt sich ohne Zwang auch etwa die des hülfreichen Herbeikommens (subvenire), und warum

nicht auch die eines schützenden, Hemmnisse beseitigenden Untertretens, successus? — Man spricht für Empfangenes seinen Dank (eig. das Versprechen, dessen zu gedenken) aus. Allein es giebt auch ein abwehrendes „Ich danke schönstens dafür", wobei man das Nein im Sinne behält, wenn auch verschweigt. — Dass durch Präpp., welche den Begriff der Trennung einschliessen, wie in sejungere, disjungere, die Auflösung der Verbindung angezeigt wird, begreift sich. Wie aber, sobald das Simplex jungere nicht bloss für Verbinden, sondern auch je zuweilen für dessen Gegentheil gebraucht wäre? — Es nimmt aber Abel (Russ. Spr. S. 136.) z. B. für Aeg.: xer-s, theilen, und xer-sch, verbinden; oder mit Laut- wie Sinn-Verkehrung, die sich doch eher hören liesse, at verbinden, tà zerschneiden; oder in einem anderen Paare: pesch theilen, aber scheb, verbinden, zusammenmischen, ohne Anstand Wirklichkeit eines solchen, trotz des Gegensatzes einheitlichen Verbandes, an.

Ausser solcherlei Sinn-Verkehrung liefert Abel ferner noch an einer nicht geringen Zahl von Beispielen aus dem Aegyptischen Sprachkreise den Nachweis eines fast noch staunenswertheren Vorganges; nämlich, wie er es nennt, der Laut-Verkehrung. Hiebei darf indess nicht,

als so unwichtig, wie er, überhaupt gegen den Laut-Wechsel nicht sehr streng, es nimmt, ausser Acht bleiben, dass eine vollkommen reine Metathese solchen Lautgefüges ohne jede andere Abänderung doch gegen die Mehrzahl zu den Ausnahmen gehört. So z. B. sef u. fes, waschen, reinigen. Nesch, schen, erschrecken. Lodj, djol abstehen von etwas. Lotj, tjol, rauben. Las, sal Zunge. Ax, xa setzen, stellen, legen. Und recht eigentlich auch mit dem Wortsinne von Umdrehung in Einklang: ker, rek, umwenden, wie ähnlich: beh, xeb, was sonst übrigens auch: schlagen, stossen. Ausserdem beh beugen, allein hob-e, gebeugt, niedrig.

Wenn nun aber dergleichen „Verkehrtheiten“ in zügelloser Menge über das Altägyptische hinaus einer Urzeit angehören sollen, wo der Unterschied zwischen den drei sprachlich und somit auch volklich scharf getrennten Söhnen der mythischen Urväter: Ham (d. h. mit Aegyptischem Namen, und zwar als *αἰγυπτιάζων* oder *αἰθίοψ*: „der Schwarze“), Sem, (das wäre doch wohl: der mit ruhmvollem Namen) und nicht minder denen Japhets, d. h. hier enggefasst, Angehörigen Arischen oder Indoeuropäischen Stammes, nach Abels Meinung noch nicht [!] bestanden hätte: da dürfte doch mancher, gleich

mir, einen so kühnen Satz nicht ohne ein gewisses ungläubiges Kopfschütteln anhören und gegen sofortiges Aneignen sich sträuben. Mögen Semitologen ihn prüfen, und zwischen Aegyptisch und Semitischen Idiomen, schon so vieler nachbarlicher Berührungen von uralters her wegen, mancherlei Bezüge, sei es in Folge von Entlehnung und Mischung, oder auch tiefer liegende entdecken: was die Indogermanische Sprachfamilie anbetrifft, so verträgt sich mein, vielleicht allzu peinliches etymologisches Gewissen nicht mit solcher, wie mir scheinen will, unberechtigter Sprachmengerei. Entnehmen wir einem erst jüngst in der Zeitschr. Nation Nr. 45. enthaltenen interessanten Aufsatze Abel's „Mensch und Pflanze im alten Aegypten“ ein recht stutzenmachendes Beispiel. Da heisst es: „Des Rebensaftes Name war derselbe, wie bei uns: a-rep, Reb-e, was umgekehrt sowohl ägyptisch wie deutsch ber-a, [nein, Mhd. beri,] Beere, wird“. Mit Verlaub, hiegegen müsste ich doch protestiren, wenigstens was die Deutschen Wörter anbetrifft. Unglücklicher Weise nämlich ist das *r* erst als spätere Umwandlung aus dem *s* des Goth. basi, noch heute Holl. besje, hervorgegangen, welches seinerseits deshalb so wenig mit den Aegyptischen Wörtern, als mit Rebe stimmt. Reba

oder repa im Ahd. (auch von wilden Reben in Gebrauch) Graff II. 352. hat auch ein rap, fustis, neben sich, und scheinen beide mit ῥαπίς und dem aus ihm entsprungenen ῥάβδος (β-δ aus π-ιδ, vgl. ὄγδοος) im Wesentlichen gleich. Auf den Kopf gestellt ist die Rebe aber gewiss so wenig in ihren Lauten, als, stände sie, mit ihren Wurzeln aufwärts in der Luft, für Beeren tragfähig.

Doch dergleichen Einwendungen rühren unseren Gelehrten nicht: er ist ihnen längst durch die von ihm vertretene Anschauungsweise zuvorgekommen. Nur fragt sich doch gar sehr, ob er mit letzterer in Rechte bleibt. Die von den Indogermanisten aufgestellten und als für ihre Forschungen als unabweisbar bewährten Lautgesetze bestreitet er nicht. Allein diese haben seiner Meinung nach, was doch nur bedingungsweise einzuräumen wäre, keine Gültigkeit mehr für jenes Tohuwabohu, wo noch, wie er will, Arisch und Semitisch mit dem vieltausendjährigen Aegyptischen in einem gemeinsamen Mutterschoosse einheitlich zusammen lagen, um, diesem entlassen, erst nachmals zu immer unähnlicher einander werdenden Drillingen heranzuwachsen. Eine Ausrede, welche doch, namentlich unter Rücksichtnahme auf seine „Einleitung in ein Aegyptisch-Semitisch-Indoeuropäisches Wurzel-

wörterbuch. Leipz. 1886. W. Friedrich" zu gar manchem, und keineswegs leicht zu nehmendem, Widerspruche herausfordern möchte. — Unmöglich doch, dass man der Behauptung Abels (Russ. Spr. S. 95.) beipflichten könnte: „das Lat. carpere (nehmen) sei die phonetische und geistige Inversion des lat. precari, des Poln. prag-nac′ und Lith. prasz-iti (verlangen)." Einmal ist die Grundanschauung des ersten nicht die des Nehmens, sondern, wie carptim, stück-, theilweise, im Einzelnen, bezeugt, die des Pflückens, Abpflückens, woher dann eines allmäligen Nacheinanders, wie beim Zusichnehmen der Nahrung, u. s. w. Desshalb dann auch *καρπός*, die Frucht, und, als Zeit ihres Abpflückens und Einsammelns, der Herbst, Ahd. herbist, oder, wie im Engl. hárvest die Ernte und das Geerntete selbst. Was aber die angeblichen Opposita von carpere anbetrifft: so stehen die, als mit der Sskr. Präp. pra, Lat. pro componirt, ausser jeglichem etymologischen Verbande mit ihm. Es belehren uns nämlich *προΐσσομαι*, *προΐκτης*, *προΐξ* in Gemeinschaft mit Skr. icch, heischen, Engl. ask, so wie auch po-sco nebst for-schen und procus, aufs unverkennbarste, dass dem in Wahrheit so sei. Soll nun in carpere die Präp. mit umgedreht sein? Zu solchem Glauben würde sich auch der Glaübigste kaum je verstehen.

— Halten wir hiezu dagegen das unläugbare umgekehrte Verhältniss zwischen Geber und Empfänger als ein „von dort aus — hieher.“ Im Skr. erweist sich unter den verschiedenen Verben, die zwar von den Grammatikern, jedoch schwerlich mit Recht, in der homophonen Wurzel-Gestalt dâ, jedoch mit ungleicher Abwandlung und in vermuthlich unvereinbarer Weise vielsinnig (wie, ausser *δίδωμι*: *δαίω* theilen. *δέω*, binden), aufgestellt worden, in ihm erweist sich unzweifelhaft das eine für das Geben übliche bei weitem am fruchtbarsten. So in einer Menge von Compositen mit einer oder mehr Präpositionen. Deren Werk ist es aber, dass sie, wie selbstverständlich, jenen allgemeinen und, bei Absehen von so vielen, unter ihm einstellbaren Sonderbegriffen, abstracteren, Sinn des Gebens aus der Höhe der Gattung zu weitaus tiefer stehenden, und specifisch gefärbten Bedeutungen hinabziehen und enger umgrenzen. Dahin gehört denn auch recht wohl als Modification: „Gegebenes in Empfang nehmen“, und das wird nun durch â-dâ, ohne dem Begriffe des „Gebens“ Gewalt anzuthun, in treffendster Weise veranschaulicht. In dem Präf. *â* liegt nämlich ein räumliches „Heran“, und da nun vollends â-da nur in der Medial-, also in einer Leide-Form, pflegt gebraucht zu

werden, so wird damit nicht etwa ein gewaltsameres capere, oder gar ein räuberisches Ansich- oder Wegnehmen ausgedrückt, wohl aber ein „sich geben lassen". Wie verschiedene Arten des Gebens und Nehmens giebt es doch! Dieser Satz giebt sogleich selbst einen bemerkenswerthen Beleg hiefür. Es wird nämlich darin ein unbestimmtes Etwas als, so zu sagen, Geber, in Frz. Il y a dagegen als Besitzer, von dergleichen gesetzt, dessen Vorhandensein (sunt qui) anzuerkennen, gewissermassen als Wirklichkeit uns, wennschon nur gedanklich, abverlangt wird. Nehmen wir ferner *ἀποδίδωμι*. Durch dessen Präp. bezeichnet der Grieche, gerade so wie durch ab in unserem Abtragen einer Schuld geschieht, Befreiung von einer Last die Schultern herab, und zwar durch Wiedergabe eines vorher Empfangenen. Hieraus ergiebt sich denn auch die Verwendung von *ἀπόδοσις* als gleichsam zu erfüllende Forderung einer als Bedingendes hingestellten *πρότασις*, oder Voraussetzung. Im Conditional-Satze nämlich verhalten sich, obschon nur hypothetisch, die beiden Glieder, zu einander wie Grund und Folge, oder wie Ursache und Wirkung. — Ein anderer Fall. Da unser ver- gar häufig etwas Unstatthaftes angiebt, welch Wunder, dass auch vergeben, z. B. die Karten, und vergebens als erfolg-

loses Fortgeben, in gleicher Bahn laufen? Auch vergeben mit Gift, als einer Gabe, von der doch himmelweit verschieden ist die Mitgift, dōs, oder die *δόσις* als etwa testamentarische Schenkung. Aber, wie reimt sich damit vergeben im Sinne des Lat. ignoscere? Letzteres besagt seinem Wortsinne nach, dass man einer Sache „nicht mehr (also im Gegensatze zum Danke!) zu gedenken beginne“ (desshalb als Inchoativ), was denn so ziemlich auf ein Vergessen, ein Verzeihen (zu *δίκη*), als Verzicht auf weitere Sühne einer erfahrenen Unbill, hinausläuft. Sollte uns hienach das Vergeben einer Schuld noch unverständlich bleiben? Kann doch unmöglich verkannt werden, dass man bei diesem Ausdrucke, wie beim gleichbedeutenden It. condonare, ein Weggeben ohne Anspruch auf Ersatz vor Augen hatte, also ein Schenken, freilich anderer Art als das des Schenkwirthes.

Aber auch mit dem Nehmen steht es nicht anders, indem auch dieses ja sich von dem vielseitigsten Gebrauche erweist. Da hat das Lat. beim Simplex emo sich freilich einzig auf den ganz besonderen Fall des Abnehmens von Waaren abseiten des Käufers beschränkt. Allein den Compp. verblieb der Ursinn, wie in adimo (an sich nehmen), sumo (eig. von unten, sub, wie zum Forttragen,

nehmen), jedoch anderer Meinung als suscipio, unternehmen. Und dann wieder interimo gleich interficio als gewaltsame Unterbrechung, die Hinwegnahme, des Lebens. Wie fernab liegt dem aber unser: „Das ist mir genehm, angenehm (gern genommen);" ein einnehmendes Wesen, das man dem Steuereinnehmer als solchem nicht gerade beizumessen gesonnen ist; Einnehmen der Arznei, u. dgl. m.

Verweilen wir jetzt noch einen Augenblick bei ein paar anderen, hieher fallenden Ausdrücken aus dem Aegyptischen. Da hat Abel (Abhl. S. 299, vgl. 338, u. A. ṭerp sowohl f. geben als nehmen, und demnach, wie er dgl. selbst nennt, mit einer contradictio, nicht etwa in adjecto, sondern sogar (horribile dictu!) im eignen Innern. Woher aber soll dem Hörer die Gewissheit kommen, für wess Geistes Kind er sich im jedesmal gegebenen Falle zu entscheiden habe. Ohne über die artliche Besonderheit des Gebens oder Nehmens von dem genannten Lautcomplexe unterrichtet zu sein, ist uns mit der blossen Angabe des Gegensinnes in letzterem doch nur erst wenig geholfen. Angenommen ferner einmal, was ich freilich nicht weiss, die Betonung oder sonst eine, wenn auch nur leise Lautfärbung machen den Unterschied, da be-

dürfte es freilich auch nicht einmal des begleitenden Gestus für Hinreichen oder Ergreifen. Vollends, wo die, stets mitbedeutsame Bezogenheit auf dies oder ein anderes keine Wahl zwischen Ungewissem zuliesse. Ueber derlei besondere syntaktische Gebrauchsweisen übrigens, so weit das erreichbar, muss von Lexikon wie Grammatik die nöthige Aufklärung verlangt werden. Alsdann dürften sich dann auch aus dem anscheinenden Wunder gar oft ganz natürliche Vorgänge sich entpuppen.

Abel hat sich nun insbesondere auch in seinen „Koptischen Untersuchungen" von 1876 ab sorgfältige Aufhellung von mancherlei Problemen auf diesem ebenso schwierigen als, namentlich seiner Ahnen wegen, in höchstem Grade wissensbedürftigen Sprachgebiete angelegen sein lassen. Es bleibe ihm dafür der anerkennendste Dank unverkürzt. Meinerseits wenigstens, trotzdem ich ihm über das Aegyptische hinaus nicht zu folgen vermag, und innerhalb seiner, das Koptische mit eingerechnet, wegen Mangels an ausreichender Kenntniss, eignen Urtheils mich nur in geringem Grade zu berühmen wüsste.

Zum Schluss möchte ich noch eine Frage wagen: Nämlich die, ob sich nicht unter den Aegyptischen Homonymen sowohl als synonymen Wurzelvariationen, die

wohl oft mit zu grosser Freigebigkeit als absichtlose und auf nichts als unwillkürlichem Lautwandel beruhende Verschiedenheiten behandelt worden, statt dessen ein ursprüngliches Zusammenwachsen von zwei Wurzeln nachzuweisen sei, dessen Paarung jedoch in Folge von Verstümmelung unkenntlich geworden. Finden sich doch selbst auch innerhalb des Indogermanischen Sprachkreises nicht wenige Verbal-Verbindungen, getrennte oder zu gemeinsamer Wortform zusammengefasst, wodurch, dafern nicht eine Wortbiegung, doch irgend welche Begriffs-Modification erzielt wird. Man nehme nur einmal Skr. dhâ, *τίθημι*, allein auch ags. dôn, thun, Slawisch dje-ti legen, thun, von vielfachster Verwendung wie von Slawisten über die Wz. dje nachgewiesen ist. Da haben wir nun einmal die Germ. Präterital-Bildung der schwachen Verba, wie Goth. habaidedum, wir hatten, buchst. haben thaten wir, E. We did have. Dann *ʾαμύναθον*, sie machten Abwehr, wie *νήθω*, *σήθω*. *Τελέθω* gls. als, weil beendet, weggelegt sein, vgl. Finem imponere rei. Auch *πλήθω*, gefüllt da liegen. So aber auch tendo als eine Spannung bewirken.

Das Aegyptische nun erweist sich, obschon in seinem Gesammtbau ziemlich einfach, doch um Vieles verwickelter

als das, jeglicher grammatischer Abwandlung baare und jetzt indes nur noch auf vokalischen Ausgang beschränktes Idiom im äussersten Osten, welches, als schlechtweg einsylbig und alle Wörter auch in der Rede wie inselartig trennend und fast nur durch strenge Wortfolge zu syntaktischem Verständniss einend, um desswillen nebst anderen seines Gleichen „isolirend“ geheissen worden. Ich meine das Chinesische, welches bei der Menge von Homophonen auch in ihm, deren Zahl indess durch Verschiedenheit wenigstens in der Betonung vielfach gemindert erscheint, sich doch, selbst in der lebendigen Rede, vor Missverständnissen zu schützen versteht. Das geschieht denn z. B., worüber uns schon früher taó-lú, als Zusammenstellung zweier, beiderseits getrennt unter vielen anderen Bedeutungen auch den von „Weg“ besitzend, aufklärte, derart dass die Vereinigung von zwei solchen synonymen Wörtern unfehlbar sich auf nur den einen gleichen Sinn (hier: Weg) beschränkt. — Anderseits aber gewinnt dieselbe Sprache durch feste Juxtapositionen (den Namen eigentlicher Composition verdienen sie um desswillen nicht, weil die Gliederpaare nicht auch äusserlich durch einen einzigen gemeinsamen Hauptton zusammengehalten werden) allerhand begriffliche Modifica-

tionen. Gehen und Kommen bilden doch, obschon jedes von ihnen zunächst ein dahinschreiten anzeigt, nicht bloss räumlich, sondern auch dem Zeitverlaufe nach (Vergangenheit: Zukunft, avenir) den entschiedensten Gegensatz. Nämlich den eines Hinweg und Fort sowie umgekehrt eines Herwärts. Nun bedeutet na im Chin. (s. Endlicher S. 295.) unser vielbesprochenes „nehmen". Je nachdem aber diesem das eine Mal khiú, gehen, oder dagegen lai, kommen, nachgestellt wird, gewinnt die Sprache, und ohne Zweifel sinnreich, den Gegensinn von „wegtragen", na-khiú (eig. nehmend gehen), u. „bringen", na-lai (nehmend kommen). Will man aber sonderlich darob verwundert sein, dass in dem Hirne armer Neger sich die nämliche, gewiss doch höchst vernunftgemässe Combination auch sprachlich herausgebildet hat? Man findet den Beleg hiefür in meinem Humb. II^2. S. 495, wo von vielen anderen Doppel-Verben im Akra die Rede ist. „Das Bringen, ausgedrückt durch ke (nehmen, etwas, und) ba (kommen), besteht ja wirklich meistens aus diesen beiden vereinten Handlungen. Desgleichen ke hâ (nehmen und) geben". Wer etwas einem Anderen giebt, nimmt dieses doch auch gewöhnlich zuvor in die eigne Hand. — Dann weiter a. a. O. bei Endlicher

khiú-laì (gehen, kommen) hin und her gehen; allein nach diesem Muster auch shuĕ lai, shuĕ khiá hin und herreden (confabulari). — Ausserdem drückt tshŏ die Verstärkung einer Handlung oder die Erreichung ihres Zieles aus. Dieser Art z. B. ist tshin-fàng-tshŏ „finden" als Schlusspunkt des „Suchens", gls. des Vorderendes der in sich zwiespältigen Handlung. — Hier noch ein anderes, um Vieles sonderbareres und doch ohne Frage ebenfalls vollkommen von einander unabhänges Zusammentreffen beider Sprachen. Endlicher hat S. 291 mehrere Umschreibungen im Chinesischen, um das Passiv-Verhältniss eines Verbums zu veranschaulichen. So u. a. kian (sehen) shă (tödten) für interfici. Gemeint ist das unstreitig aber, s. v. a.: an sich erfahren, experiri (vgl. etwa bei uns die Drohung: „Du wirst dafür Schläge besehen"!) Die Tödtung (in üblicher Weise als Object hinter dem regierenden Verbum). So aber auch, noch sinnlicher mit khĭ oder tschĭ, d. i. essen, in derlei Verbindungen jedoch als ein in sich Aufnehmen, ein leidendes Empfangen gedacht, wofür das Beispiel: khĭ-tà oder tschĭ-tà (Schläge kosten, oder — allerdings nicht sehr genussreich — sie geniessen), für geschlagenwerden. Aus dem Akra seinerseits sind bei mir Humb. a. a. O. desgleichen, und

zwar zum Theil recht verwunderliche Gebrauchsweisen mannichfaltigster Art zu finden. Es genüge hier: he-ўe, glauben, eig. nehmen (und) essen, als ein Hinnehmen und sich Aneignen, wenn auch nicht von Seiten des Magens, doch des Geistes.

Von besonderem Interesse für unseren, durch Abels „Gegensinn" hervorgerufenen Zweck dürfte noch, ebenfalls dem Chinesischen (Endlicher S. 171) entnommen, eine Combination zweier Wörter mit entgegengesetztem Begriffe sein, um sie zu einer, beide umschliessenden Einheit auszugleichen. Da steht also z. B. khing-tchúng (leicht — schwer) für Gewicht; ў'uàn-kín (fern — nahe) für relative Entfernung, Distanz. Desgl., nach Weise Indischer Dwandwas, fú-mù (Vater — Mutter; man übersehe nicht hiebei deren lautsymbolischen Unterschied) für Aeltern; oder khin-sheu, Vieh, zusammengesetzt aus Federvieh- und Vierfüsslern. — Wie sollen wir es uns, aber diesen an sich ja ohne Weiteres erklärlichen Fällen gegenüber, auslegen, wenn zufolge Abel, Abhl. S. 321, um das Maass des Schwerbegreiflichen voll zu machen, es im Aegyptischen der Beispiele geben soll, von Compositen, in denen, trotzdem dass darin auch zwei entgegengesetzte Zipfel verknüpft sind, keineswegs, wie

in den vorhin genannten Chinesischen eine gewisse Neutralisirung des Gegensatzes Platz greift, vielmehr sich in crasser Einseitigkeit das eine Ende den alleinigen Rechtstitel behaupten, oder vielmehr sich anmassen soll? Da stünde also ues-θōn = ue (fern) + θōn (nahe) gleichwohl nur für „nah", sowie khel s̃eri (alt jung) f. „jung". Desgleichen ebol — khen (aussen — innen) f. „innen" und lat — bes (binden — trennen) f. „binden". Offenbar wird in solchen Combinationen das eine Glied vom anderen aufgehoben gedacht, um dadurch das positive in desto hellere Beleuchtung zu bringen. Dass es aber lediglich von der Willkür eines durch nichts unterstützten Sprachgebrauches abgehangen habe, welchen Parth das günstige und welchen anderen das, einer Niete gleiche Loos treffen solle, überrede ich mich schwer. Sollte nicht hiebei die Stellung, oder ein grösseres Tongewicht auf der bedeutsameren Seite, mit entscheidend gewesen sein? Das letzte Beispiel würde ich fassen, wie „binden Getrenntes (letzteres als Obj.)" „Nahe" aber als eig. aus der Ferne her nahe gebracht, und ebenso „innen" als zunächst wohl ein Innen nach vorausgegangenem Heinein von aussen her. Was könnte aber „altjung" füglich anderes sein, als „noch jung an Jahren", dem Alter nach, wie

der minor natu doch recht wohl „grösser" sein kann, als sein, an „Geburt" ihm überlegner, d. h. älterer, Bruder.

Opposita juxta se posita magis elucescunt; und besteht im Grunde alles richtige Denken in wahrheitgemässer Vereinigung des hiezu Berechtigten nach dessen vorausgegangener Sonderung in der jedesmal geforderten Weise. Nicht umsonst auch macht eine Lateinische Redensart die Fähigkeit zu gutem Lehren von guten „Distinctionen" abhängig. Führt ausserdem das Urtheilen, zunächst das richterliche, dem Wortsinne nach „auseinander theilen", von der Entscheidung zwischen Recht und Unrecht sowie zwischen Wahr und Falsch, seinen Namen, so rührt das Bestimmen ursprünglich auch von der Abgabe seiner Stimme, etwa in Betreff des Strafmaasses eines Verurtheilten, her. Zu dieserlei, allerdings ja bildlichen Ausdrücken gesellt sich aber noch ein anderer, der einen für die Logik nicht minder hochwichtigen Vorgang ins Auge fasst. Ich spreche von dem gehörigen Abgrenzen der Begriffe, dem definire und determinare. — Bringen wir uns ausserdem noch zum Bewusstsein, dass die Sinneswahrnehmungen in Betreff der Einwirkungen abseiten der Aussenwelt, als durch den Leib vermittelt, auf den Geist sich gleichfalls vielfach in

entgegengesetzter Richtung bewegen. Die Sinne befähigen uns zum Unterscheiden z. B. von hell oder dunkel, alle Farben durch; aber natürlich auch darf für das Gesicht nicht das Erkennen fehlen von der Gestalt der Körper; also ihrer Abgrenzung, wenn schon vielleicht auch unmittelbaren Berührens des einen vom anderen. Aus diesem Grunde möchte ich mich gern dem Glauben hingeben, wie in divido der Begriff des Theilens liegt, so entspringe auch video gleich ihm, aus Skr. dā, theilen (*δαίω*) im Sinne des Unterscheidens. Besagt doch das cernere oculis, wie das zur Einsicht nöthige discernere und *κρίνειν*, offenbar von Hause aus ebenfalls ein Sondern (jedes für sich), wie cribrum, das Werkzeug zum Sichten, beweist. — Nicht anders verhält es sich mit den übrigen Sinnen, indem sie ihrerseits z. B. zwischen hohen oder tiefen, einander suchenden oder Missklang erzeugenden Tönen; zwischen süss, bitter, sauer; wohl- und übelriechend; warm, kalt oder glatt, rauh u. s. w. zu unterscheiden haben.

Stossen wir nun fast überall auf Widersprüche, die aber als „sich berührende Extreme“ zuvörderst ungetrennt aufzufassen die Natur der Sache uns zwingt, so kann uns die mit besonderem Nachdruck in die Wissen-

schaft von der Sprache durch Abel eingeführte Theorie vom sog. „Gegensinn“ nicht mehr in so überwältigender Weise befremden. Des Räthselhaften bleibt jedoch meines Bedünkens, als künftiger Aufklärung vorbehalten, genug übrig. Um nun aber mancherlei Missverständnissen, die dergleichen Widersprüche bei mangelhaftem Auseinanderhalten mittelss sprachlicher Bezeichnung mit sich führen, möglichst zu entgehen, scheint die Menschheit solcher Krücken, wie wir deren haben kennen lernen, vollends in ihrer Jugendzeit bedürftig gewesen. Ja mehr! Die eine oder andere, minder bevorzugte Sprache kann noch bis zur Gegenwart nicht Stützen dieser Art in grösserem Umfange entbehren. Vielleicht glauben wir Spätlebenden, zumal Indogermanischen Geblüts, bei schärferer Ausbildung unseres Denkvermögens und sprachlicher Mittheilungs-Fähigkeit uns solcher, etwas kindlich aussehender Künsteleien gänzlich überhoben. Näher bei Licht besehen, doch nicht so ganz, obzwar letztere grösstentheils sind durch zweckgemässere Hülfsmittel ersetzt im Dienste eines, nach Möglichkeit Fehlgreifen ausschliessenden Redeaustausches, als da sind insonderheit Präpositional-Composition sowie grösserer Wortreichthum insgemein.

Druck von August Pries in Leipzig.

